



AUS 71 KANDIDATEN hat das Nobelpreiskomitee in Oslo den 49jährigen Argentinier *Adolfo Pérez Esquivel* für den Friedensnobelpreis 1980 ausgewählt. Es hat ihn Politikern wie Jimmy Carter, Lord Carrington und Robert Mugabe, aber auch engagierten Gruppen (wie den ebenfalls argentinischen «Müttern der Plaza de Mayo», die Aufklärung über das Los ihrer verschwundenen Angehörigen verlangen) vorgezogen.

Vom Komitee wurde Esquivel mit Sacharow, von anderer Seite mit Mutter Teresa – den Friedensnobelpreisträgern von 1975 bzw. 1979 – verglichen. Sicher war auch die Verleihung des Preises an Mutter Teresa nicht unumstritten, jedenfalls in Indien. Aber der diesjährige Preisträger ist doch «politischer», er dürfte mehr zur Auseinandersetzung herausfordern. Die Gewaltlosigkeit, für die sich Esquivel und seine Organisation «Servicio Paz y Justicia en América Latina – Orientación No-Violenta»<sup>1</sup> einsetzen, ist nicht einfach der bequemere Weg, weil er aktive Gewalttätigkeit als Mittel der Befreiung ausschließt. Esquivel: «Gewaltlosigkeit bedeutet nicht Passivität angesichts so vieler Formen von Gewalt und Ungerechtigkeit, sie sucht nicht Frieden und Ordnung um jeden Preis. Sie nimmt eine aktive Haltung ein und demissioniert nicht.

## Des Friedens Preis

Sie kämpft Tag für Tag um Liebe und Achtung des Menschen – gegen das Böse, aber nicht gegen den Menschen.» Daß diese Haltung ein Protest gegen die etablierte Unordnung ist, haben in Argentinien die Militärjunta und jene Offiziere begriffen, die die Preisverleihung «einen unannehmbaren Schlag gegen die nationale Würde» nannten. Weniger wurde wohl bemerkt, daß Esquivel auch die Länder der Ersten Welt zur Gewissenserforschung auffordert: er kritisiert z. B. die Waffenlieferungen an El Salvador und die von der Schweiz geplante Lieferung einer Schwerwasseranlage an Argentinien.

Wollte das Nobelkomitee den Menschenrechtskämpfern in Lateinamerika Esquivel als Modell vor Augen stellen? Sollte gar manchen Christen des Subkontinents, etwa denen von Nicaragua (Ernesto Cardenal erhielt den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels fast gleichzeitig mit der Ankündigung aus

Oslo), die Lehre und Praxis der Gewaltlosigkeit empfohlen werden? Mag sein. Esquivel selbst lehnt für sich und sein «Servicio» den moralischen Zeigefinger ab. Er äußert Verständnis für die aus Verzweiflung ergriffene Option der Gewalt, gerade im Falle Nicaraguas. Aber wie sein Vorbild Gandhi fragt er, ob man den «anderen Weg» nicht auch versuchen sollte: «Gerade in Lateinamerika ist die Gewaltlosigkeit heute eine neue, aber unerhört wirksame Macht, die es zu fördern gilt.»

Adolfo Pérez Esquivel drängt sich nicht selbst in den Vordergrund: den Nobelpreis nimmt er für sein «Servicio» und darüber hinaus «für die Völker Lateinamerikas, besonders für die Ärmsten und Gedeemtigsten unter ihnen», in Empfang. Die Leibrente von monatlich etwa 8000 Franken (soviel wie das Gehalt eines obersten Richters!), die ihm Argentinien Regierung aufgrund ihres eigenen, erst 1977 erlassenen Gesetzes wie jedem Nobelpreisträger zuerkennen muß, will Esquivel ausschließlich für wohltätige Zwecke einsetzen. Nur sehr zurückhaltend äußert er sich über seine 14monatige Haft (1977/78), denn: «Ich möchte meinen Fall nicht als ein Einzelschicksal darstellen, sondern als einen Weg, auf dem sich mein ganzes Volk befindet ... Mich beschäftigt unaufhörlich, daß so viel Repression und Brutalität im Namen einer christlichen und westlichen Zivilisation geschieht und sogar noch gerechtfertigt wird. Wenn der Mensch den Menschen vergißt, vergißt er auch Gott und verliert seinen Daseinszweck ... Es geht nicht an, von Gott zu reden, während man tötet.»

Die Osloer Entscheidung wird ohne Zweifel denjenigen den Rücken stärken, die in Argentinien und darüber hinaus für die Menschenrechte kämpfen. Über die Aussichten dieses Kampfes ist Esquivel optimistisch: «Wir vergleichen das mit dem Kampf zwischen einem Elefanten und einer Ameise. Wir meinen, daß wir, die kleine Ameise, viele andere Ameisen organisieren können. Ameisen gibt es mehr als Elefanten. Und durch unsere Einigkeit können wir die Ungerechtigkeiten schließlich beseitigen.»

*Clemens Locher*

<sup>1</sup> Zum gewaltfreien Kampf in Lateinamerika und zur Tätigkeit des «Servicio» vgl. *H. Goss-Mayr* (Hrsg.), *Geschenk der Armen an die Reichen*, Wien: Europaverlag 1979 (besprochen in: *Orientierung* 1979, S. 40), bes. S. 139–141.

## LITERATUR

**Im Bild des Vaters das Bild der Epoche:** Wie kommt ein Sohn heute dazu, seinem verstorbenen Vater den Prozeß zu machen? – Die Entdeckung seiner Kriegstagebücher – Bürgerliches Trauerspiel des unpolitischen Vaters – Das Höchste denken und das Niederste nicht verhindern – Richtende Selbstgerechtigkeit und Sicherheit des Sohnes – *Christoph Meckels* Buch ist mehr Demonstration als «Suchbild».

*Paul Konrad Kurz, Gauting bei München*

## USA

**Jimmy Carter – ein Außenseiter in Washington:** Im Widerstand zur Regierungszentrale an die Macht gelangt, hatte der Präsident Mühe mit der Zentralverwaltung – Seine Verbesserungspläne – «Zero Base Budgeting» – Doktrin von der Laiendemokratie verleitete ihn zu Fehlbesetzungen – «Georgia-Mafia» in Schlüsselpositionen – Vertrauensschwund zu politischen Institutionen im Volk – Parteiführungen verlieren Einfluß auf die Nominierung – Machtverteilung zwischen Kongreß und Präsident – Neuer Machtanspruch des Kongresses verstärkt noch die Führungskrise.

*Theodor Leuenberger, St. Gallen*

## FILM

**Liebeserklärung an eine Mutter:** Der Film «Deutschland, bleiche Mutter» von *Helma Sanders-Brahms* erzählt von der vergessenen Stärke der Frauen – Liebe und Ehe in Kriegszeiten – Geschichte einer allmählichen Entfremdung – Gefühlsverlust des Vaters – Die gegen den Krieg erworbene Stärke der Frau wird im Frieden nicht mehr gebraucht – Die Trennung von Mutter und Tochter – Angst vor den «normalen Gefühlen».

*Birgit Heiderich, Tübingen*

## CHINA

**«Reich der errichteten Tugend» (I):** Gibt es neben dem Himmel-Erde-Trennungsmythos noch andere Überlieferungen eines herrschaftsfreien Urzustandes? – Chinesisches Zeugnis aus dem 4. vorchristlichen Jahrhundert – Vom Land, dessen Einwohner von geringer Selbstsucht und arm an Begierden sind – Mechanismen gegen die Entstehung politischer Macht – Der Herrscher Yü griff selbst zu Pflug und Spaten – Orakeltexte zum Wohl der Untertanen – Rückschlüsse aus Kunst und Kultur der Mentawai-Insulaner auf das Leben im alten China.

*Jean-Pierre Voiret, Thalwil*

## BISCHOFSSYNODE

**Ehe und Familie – Beiträge aus der Dritten Welt:** Zwölf Familienbewegungen am «Weltfamilientag» in Rom – Bischof aus Thailand fordert differenziertere Behandlung der Probleme in der Dritten Welt – Dort wurde «*Humanae Vitae*» anders gelesen – Schutz vor staatlichem Zugriff – Erzbischof *Pantins* Familiengeschichte – Bessere Argumente oder weitherzige Pastoral? – Realität der Armen in Brasilien – Ehe und Familie wie Kostbarkeiten im Schaufenster – Kardinal *Humes* Träume.

*Ludwig Kaufmann, z. Z. Rom*

# Vaterbild – Bild der Epoche

Über die Toten wollten die alten Römer nur Gutes gesagt wissen. Pietät galt als höchste Tugend. Wußten sie darüber hinaus um die Zwänge, Kompromisse, Bitterkeit des Lebens? Waren sie sich bewußt, daß jeder Sterbliche dieses Leben leidend erfährt, leidend Schuld gebüßt hat? – Noch im 19. Jahrhundert wäre es nicht denkbar gewesen, den eigenen Vater als individuelle Person vor das öffentliche Tribunal zu ziehen. Wie kommt ein Sohn heute dazu, seinem verstorbenen Vater den Prozeß zu machen?

*Christoph Meckel*<sup>1</sup> hatte nicht die Absicht, über seinen 1969 verstorbenen Vater, den angesehenen Lyriker und kopfverletzt aus dem Krieg heimgekehrten Oberleutnant, der im Nachkriegs-Freiburg freundlich mühsam sich und seine Familie durchbrachte, zu schreiben. Der «Fall» erschien ihm als «Privatfall», abgeschlossen. Da stieß er neun Jahre später auf die Kriegstagebücher seines Vaters. Er glaubte, den Fall nicht mehr länger «auf sich beruhen lassen» zu können. Er erschien ihm *symptomatisch* für eine große Gruppe unpolitischer deutscher Väter, symptomatisch besonders für einen Dichtertyp aus deutscher Innerlichkeit und politischer Blindheit, Nichtverantwortung, vielleicht Feigheit. Der Sohn entdeckte Notizen eines Menschen, den er nicht kannte. «Diesen Menschen zu kennen war nicht möglich, ihn für möglich zu halten – unzumutbar.» Aus der NS-Zeit kannte der Sohn nur die «gereinigte Darstellung seiner Rolle». Der Sohn macht sich auf die Suche nach seiner wahren Gestalt. Er will «nicht im Recht sein» und setzt sich doch, indem er den Vater aus seinem heutigen politischen und demokratischen Bewußtsein radikal ins Unrecht setzt, erbarmungslos auf den richterlichen Stuhl.

## Bürgerliches Trauerspiel des unpolitischen Vaters

Der in Südbaden geborene *Eberhard Meckel* war als junger Mann 1929 nach Berlin gezogen. Er wurde mit Peter Huchel, Günter Eich, Horst Lange befreundet, schrieb mit ihnen in Martin Raschkes Literaturzeitschrift «Die Kolonne». Er schrieb Hörspiele, dramatische Szenen und Buchkritik für den Berliner Funk. Er konnte sogar in Berlin-Schöneiche ein Haus bauen mit Gartenlaube und Blick auf den Waldrand. Eberhard Meckel wollte friedlich und anschauend leben, in seiner Innerlichkeit und seinen naturromantischen Gefühlen auf «deutsch-nationalem Boden» nicht gestört werden. Der Vater, urteilt der politisch und literarisch profilierte Sohn, «gehörte zu einer unpolitischen Generation, rechnete sich zur Elite des Geistes und war doch nur der typische Epigone»: Als Brecht, Döblin und die Brüder Mann emigrierten, als Wissenschaftler und Regisseure verschwanden, als Kollegen diffamiert, Bilder beschlagnahmt, Bücher verbrannt wurden, schrieb er weiter seine schöngeistigen Verse. Während Eich und Huchel immer weniger publizierten, verfaßte er für den Funk literarische Portraits der vom «Staat belorbeernten NS-Autoren Hans Grimm, Hanns Johst, Guido Kolbenheyer und Wilhelm Schäfer». Er nahm an den jährlichen Schriftstellertreffen in Weimar teil, suchte zuhause seine private Idylle. Eberhard Meckel wurde ein typischer Vertreter jener von *Max Frisch* im «Tagebuch 1946–1949» gebrandmarkten «ästhetischen Kultur» so vieler Deutscher. Es ist eine Kultur, die «das Höchste denken kann und das Niederste nicht verhindert, eine Kultur, die sich strengstens über die Forderungen des Tages erhebt». Eberhard Meckel lebte diese «Kultur als moralische Schizophrenie». Er war, nach dem Urteil des Sohnes, «als geistesgläubiger deutscher Mensch prädestiniert für die großdeutsche Progression». Zwar trat er nicht in die Partei ein. Und Hitlers «säbelrasselndes Wort» empfand er 1938 als «unwürdig». Aber am 30. Januar 1939 findet er Hitlers Rundfunkrede

<sup>1</sup> Christoph Meckel: Suchbild. Über meinen Vater. Claassen Verlag, Düsseldorf 1980. 192 S., geb. DM 20.–

«gut, vielseitig, kraftvoll». Als im Mai 1939 alles vom Krieg spricht, schreibt er in sein Tagebuch: «Mir ist es gleichgültig, ich habe den Augenblick, von Politik wird nicht gesprochen.»

Der Dichter wird 1940 Soldat, der Soldat alsbald Offizier. Als er Zeuge einer Erschießung von 28 Polen wird, notiert er (am 27. 1. 44): «Ein wüster Leichenhaufen, in allem Schauerlichen und Unschönen jedoch ein Anblick, der mich äußerst kalt läßt.» Als Gefangener in Nordafrika verwaltet Eberhard Meckel die Lagerbibliothek. Im Juni 1945 schreibt er ins Tagebuch: «Viel gelesen, vor allem Hölderlin: Hyperion, dessen Sprache mich mit Gewalt ergriff. Goethe, Hölderlin, -Stifter, das sind doch wohl die Begrenzungen meiner Welt.» Wenig später will der deutsche Kulturmensch wieder «europäische Werte» schaffen und erhalten helfen. Ist es vielleicht nur die alte Trost- und «Wert»-Süchtigkeit, mit deren Hilfe der geschlagene Mensch seine innere Balance sucht, seine versöhnte Welt? Sohn Christoph Meckel kann den Vater nicht begreifen, der jenseits von Politik Heimat suchte, der von früh auf mehr als nach «Erkenntnis, Dialektik, Kritik» nach «Tröstungen» verlangte.

Die Vertrauenskrise zwischen Sohn und Vater war schon in der Kindheit erfolgt. Der Vater vergötterte das Kind, solange es «unschuldig» war und «bevor die Erziehungsmaßnahmen einsetzen». Vierjährig hatte der Sohn wegen eines ahnungslosen Kinderdiebstahls zehn Tage lang täglich sieben Tatzten auf jede Hand bekommen. Der zärtliche Vater entpuppte sich als «Offizier mit Peitsche». Noch heute spürt der Leser die Verletzung des Geschlagenen.

Nach der Heimkehr aus dreijähriger Gefangenschaft konnte sich der Vater nicht mehr ändern. Die ständig verlangte Rücksicht gegen den Kopfverletzten «wurde immer mehr zur Unaufrichtigkeit gegen ihn». Sie «verstärkte die Unaufrichtigkeit des Geschwächten gegen sich selbst. Sie nahm ihm jede Chance der Selbsterkenntnis». Der nach Freiburg heimgekehrte Schriftsteller besprach in harter Lohnarbeit belletristische Neuerscheinungen, Theater und Film, sinnige Kalender und lokale Kulturereignisse. Er wurde eine geschätzte lokale Größe und blieb doch «hinter allen literarischen Progressionen der Nachkriegszeit zurück». Schuldgefühle gegenüber der Vergangenheit konnten seine Überzeugung «persönlicher Rechtschaffenheit» nicht antasten.

## Richtende Selbstgerechtigkeit des Sohnes

Der Schock im Sohn sitzt tief. Er sieht im Bild des Vaters die Folgen deutscher Kultur, deutscher Innerlichkeit, deutscher Nicht-Verantwortung, das Auseinanderklaffen von Erkennen und Gefühl, von Schreiben und öffentlich kritischer Verantwortung. Er sieht im Vater den *Dichter als Mitläufer*, den Mann, der Vergangenheitsbewältigung in seiner Person verweigert, den kleinstädtischen Rechthaber.

Als der Sohn ab Mitte der 50er Jahre mit seinen Gedichten literarisch sich durchsetzt, entstehen im Vater Rivalitätsgefühle. Schließlich bekennt er resigniert: «Du schreibst die Gedichte, die ich schreiben wollte.» Erkennt der Sohn die Trauer des Vaters, die Resignation des Mannes, der einmal in Berlin eine Rolle gespielt hatte und nunmehr in der Provinz als «verkannter Dichter» sein Leben fristen muß? Erkennt er die Traurigkeit des alternden Vaters, der ahnt, daß er nicht geworden ist, der er hätte werden können? Weiß der Sohn, der im nachhinein vom Heimkehrer-Vater Wahrheit verlangte, daß Vierzigjährige sich in der Regel nicht mehr ändern? Sieht er das bürgerliche Trauerspiel des nicht genialisch begabten, aber dichterisch leben wollenden «Dichters»?

Christoph Meckel schreibt eine klare, von Anfang an wertende Prosa. Er konstatiert «die Jugend eines Begabten aus der Provinz». Er äußert sich geringschätzig über den Freiburger Milieu-Katholizismus des Vaters. Nach den Bedingungen und Hemmnissen einer solchen Bildungsgeschichte fragt er kaum, auch nicht nach der sozialpsychischen Verstrickung unheldi-

scher Menschen. Er läßt den Leser nichts wissen über die Beziehung des Vaters zu seiner Frau, über deren Gestalt und Einfluß. Was mich an diesem «Suchbild» irritiert, ist die Sicherheit der Perspektive des Sohnes. Der Bericht ist mehr Demonstration als Suche des Bildes. Mir scheint, die schonungslose Distanz des Sohnes schließt auch ein Stück Nichtverstehen ein, Nichtverstehen der Bedingungen und Begrenzungen des Erkennens, Nichtverstehen der tieferen Unfreiheit eines Menschen, der nirgendwo den Mut zum *Radikalen* aufbrachte: nicht als Schriftsteller, nicht als Bürger, nicht als Christ. Überall hat er nur «ästhetisch» mitgemacht. Ästhetisch sieht er das Gedicht, ästhetisch das Freiburger Münster. Es ist ja gerade nicht die Radikalität der Brechtschen oder Bennschen Ästhetik. Auf diese Dichtergestalt fällt die Kierkegaardsche Kritik des Ästheten: einer, der nicht unbedingt lebt.

Warum, so frage ich mich, hat der aufgeklärte und seiner selbst bewußt werdende Sohn nie mit dem Vater gesprochen? Warum ist er dem verhärteten Mann nicht ein Stück entgegen gegangen? Hat er die Tragödie der Resignation nicht erkannt? Einmal

bekannt der Sohn: «Ich lebte selbstgerecht und ahnte nichts». Hätten Selbstgerechtigkeit und Ahnungslosigkeit des damals Zwanzigjährigen nicht konsequenterweise in die Erkundungs- und Erzählperspektive eingehen müssen? Mich irritiert die flächige Klarheit dieser Prosa. Sie leuchtet Unsicherheit und Angst, die tieferen Schichten der Person nicht aus. Die Person des Vaters wird auf eine überschaubare, handliche Größe reduziert, als hätte sie keine offenen Ränder, keine Abgründe. Hätte mehr Einfühlung die aufklärerische Klarheit vielleicht an einigen Stellen unterspült? Hat der von einer so stuhlreinen Position gehaltene Gerichtstag über den Vater erzählerisch zu wenig Widerstand? Die mißliche Dichtergestalt des Vaters steht von vornherein fest. Die traum-lyrische Überhöhung der «Nachgeschichte» schafft keine befriedigende Balance gegen das Gewicht der Fakten und der vorausgegangenen Wertung. Der Vater erscheint mehr als Demonstrationsobjekt deutsch dichterischer und patriarchalisch kleinbürgerlicher Untugenden denn als «Suchbild» eines Schreibprozesses.

*Paul Konrad Kurz, Gauting bei München*

## EIN AUSSENSEITER IN WASHINGTON

*Präsident Carter* ist 1976 mit großen Zielen angetreten. Während seiner ersten Amtsperiode war er jedoch ein Mann, der auf zwei Ebenen operierte, die miteinander zu wenig verbunden waren. Die eine war jene der hohen Prinzipien – nobel, aber unbestimmt –, die andere jene der pragmatischen Tagespolitik, flexibel und oft unreflektiert und emotional auf Druck und Gegenruck reagierend. Politisch-strategisch operieren heißt dagegen, die beiden Ebenen miteinander verbinden. Das strategische Vakuum der Regierung Carter war eigentlich lange durch die Tendenz zu einem Überaktivismus an allen Fronten überdeckt worden. Was dieser Regierung in den ersten Jahren abging<sup>1</sup>, war die Verbindung von Zielsetzung und Strategie. Weil klare strategische Direktiven oft fehlten, gelang es den Lobbies im Kongreß, nahezu alles zu blockieren. Je weniger ein klarer Kurs im Weißen Haus verfolgt wird, desto mehr blockiert der Kongreß.

Carter ist auf der Anti-Washington-Welle in der Folge des Watergate-Skandals nach Washington gelangt. Seinen Wahlkampf baute er auf dem emotionalen Widerstand gegen die Zentrale in Washington auf. Er knüpfte damit an die Tradition des Populismus an, jener alten Protestbewegung gegen die großen Machtballungen in Wirtschaft und Politik, gegen die großen politischen Regierungsmaschinen.

Seine Präsidentschaft war nach Herkunft und Programm eine Präsidentschaft von Außenseitern. Carters ideologischer Rahmen läßt sich charakterisieren als Ablehnung von «Bigness», von Größe und Macht also; er ist gegen Big Business (Großindustrie), gegen Big Labor (mächtige Gewerkschaften), gegen Big Government (mächtiger Staat), gegen Big Bureaucracy (Großbürokratie). Gegen sie alle wollte er kämpfen, in Washington den Stall ausmisten, und zwar mit Hilfe von Little Business und Little Labor. Dahinter steht die Idee, die Dinge wieder ordentlich, sparsam und ökonomisch zu verrichten. Carters Weltverständnis beruht auf dem Hintergrund der Kleinindustrie, aus welcher er selbst stammt. Auf eine Kurzformel gebracht: Carter machte Größe und Verschwendung zum Hauptproblem seiner Administration. Carters ablehnende Haltung gegenüber Macht überhaupt beruht auf der Verbindung eines kleinbürgerlichen Gewissens mit einem pietistischen Erweckungsglauben. Nach der Bewußtseinslage dieser Schicht ist Macht an sich böse. Mit der Präsidentschaft Carters erleben wir

den Aufstieg der moralisierenden Kleinbourgeoisie zur höchsten Machtposition, und dies erst noch zu einem Zeitpunkt zunehmender Machtkonzentration.

Dagegen steht ein Präsident, der noch an die Qualität von Bürgerversammlungen glaubt und nichts anfangen kann mit mächtigen Gewerkschaften und Großindustrie. Für Carter konnten beide die amerikanische Gesellschaft nicht retten; Rettung bringen konnten allein die Außenseiterelemente, die Carters Kandidatur 1976 unterstützt hatten. Das Problem bestand freilich darin, daß es nicht zur Zusammenarbeit dieser Außenseiter mit den Routiniers kam. Carters Konzept war eindeutig populistisch.

### Öffentliche Verwaltung

Wenn in Washington schon ein Regierungsapparat notwendig ist, dann muß er zumindest gut verwaltet sein. Mit diesem Ziel und diesem Programm zog Carter nach Washington. Als Kandidat präsentierte er keine Wahlplattform mit großen neuen Programmen wie vor ihm Kennedy oder Johnson. Ebenso wenig stützte er sich auf einen besonderen Ruf als Kenner der Weltverhältnisse wie vor ihm Nixon. Er trat vor die Öffentlichkeit nicht als Stratege, sondern als ausgewiesener «Public Manager». Schließlich hatte er die Regierungsbürokratie im Staate Georgia reorganisiert und modernisiert. Und nun plante er, in Washington als Präsident dasselbe zu tun.

Die Bedürfnisse der Zeit waren Carters Vorhaben günstig. Carter wurde zum Sprachrohr eines allgemeinen Unbehagens und Mißtrauens gegenüber einer Regierung, die sich durch den Vietnamkrieg und die Watergate-Affäre selbst diskreditiert hatte. Zudem hatte die Regierung jeglichen Ruf als kompetente Administratorin der Staatsgeschäfte verloren. Allgemein herrschte die Meinung vor, Johnsons Programm der «Großen Gesellschaft» sei vor allem an der administrativen Inkompetenz gescheitert. Die Regierung Johnson hegte zwar gute Absichten, hatte aber zu viel verheißen und kaum etwas in die Praxis umgesetzt. Eine Störung des Gleichgewichts zwischen den vorhandenen Mitteln, den politischen Regierungsinstitutionen und den allgemeinen Erwartungen war offensichtlich. Die Regierung in Washington befand sich, wegen zu hoch getriebener Erwartungen, in einem Zustand der Überlastung<sup>2</sup>. Die Mittel reichten

<sup>1</sup> Vgl. James L. Sundquist, Jimmy Carter as Public Administrator: An Appraisal at Mid-Term, The Brookings Institution, (Washington) 1979, Reprint 352.

<sup>2</sup> Vgl. Richard Rose/Guy Peters, Can Government go Bankrupt?, London 1979. Das Rose-Modell wird auch in Henning Behrens, Politische Entscheidungsprozesse, Opladen 1980, dargestellt.

nicht mehr aus, die Leistungsfähigkeit der Regierungsinstitutionen schien überfordert, und die politischen Orientierungsmaßstäbe verloren allmählich ihre Bedeutung. Die sechziger Jahre waren tatsächlich gekennzeichnet durch den Parallelvorgang, daß die Aktivitäten der Regierungen auf der einen Seite zunahmen, während zugleich die Autorität der Regierungsinstitutionen schwand. Sie unterlag zunehmend einer Aufweichung infolge des Fehlverhaltens der Regierungen<sup>3</sup>. In milderer Fällen bestand dieses im Nichteinhalten versprochener Ziele, in extremen konnte es auch Watergate heißen. Das Wachstum der Regierungsinstitutionen war auch in Washington an der ständigen Steigerung des Budgets sowie am Zuwachs des öffentlichen Sektors abzulesen. Dieser politische Ausweitungsprozeß tendierte zu immer neuen Programmen, während der Verteilungsmechanismus das Wachstum der Bürokratie verstärkte.

In dieser Situation verkörperte Carter eine Tendenzwende: Abkehr von einem inflationären Anwachsen der Programme und Erwartungen und Hinführung zum Bewußtsein zunehmender wirtschaftlicher und politischer Knappheit. Was aber heißt gute Regierungsführung in Zeiten solcher Knappheit? – Carters größte Aufgabe bestand darin, den guten Ruf der Regierungsadministration wiederherzustellen. Neue Programme waren nicht mehr gefragt, hingegen wurde eine bessere Durchführung bestehender staatlicher Programme gefordert. Gelang es Carter während seiner ersten Amtszeit, seine Aufgabe als oberster Administrator entsprechend wahrzunehmen?

Beim Antritt seiner Präsidentschaft erkannte Carter zu wenig deutlich, woran es der Administration mangelte. Er erblickte den Grund der Probleme nicht in den Führungsschwächen, sondern im Fehlen angepaßter Führungsformen. Deshalb brachte er eine Reihe von sogenannten «Management Improvement Projects» (Management-Verbesserungsplänen) in Gang, wie zum Beispiel das «Zero Base Budgeting»<sup>4</sup>. Danach werden die Ministerien nicht mehr mit Globalzuweisungen bedacht, sondern sie müssen ihre Budgetforderungen im einzelnen begründen und auch die Folgekosten rechtfertigen. Der sogenannte Washington-Reflex, der darin bestand, ein Problem zu entdecken, Geld für seine Bewältigung bereitzustellen und dann auf eine Lösung zu hoffen, sollte mit dem «Zero Base Budgeting» ausgeschaltet werden.

### Die Doktrin von der Laiendemokratie

Auf solche neuen Verwaltungsprogramme legte Carter die Priorität. Sein Denken in Managementprogrammen und Projekten zur Verbesserung der Verwaltungsstrukturen führte dazu, daß er die Personalstruktur seiner obersten Führungsebene vernachlässigte. Das Befähigungsprofil der Führungsmannschaft ist aber wesentlich wichtiger als die richtigen Managementstrukturen. Bei der Zusammenstellung seiner eigenen Administration schenkte Carter der Managementkompetenz seiner obersten Administration viel zu wenig Aufmerksamkeit. Er prüfte kaum, ob die für Schlüsselpositionen in der Regierungsbürokratie ausgewählten Personen auch bereits ihre Fähigkeit zur Führung großer Organisationen unter Beweis gestellt hatten. Daß er dies unterließ, hängt auch mit seiner Orientierung an kleinen Organisationen und deren Denkweisen zusammen. Selbstverständlich benötigt eine gute Regierung fähige Manager auf allen Ebenen, besonders aber auf der obersten.

Auf der Ebene der Departemente werden Manager benötigt, die die Arbeit der Verwaltung führen und die Operationen der ver-

<sup>3</sup> Vgl. Behrens, Entscheidungsprozesse, a. a. O., S. 24.

<sup>4</sup> Das *Zero Base Budgeting* entspricht dem deutschen Jährlichkeitsprinzip für die Aufstellung des Etats. Dieses System soll verhindern, daß überkommene Haushaltstrukturen unreflektiert von Jahr zu Jahr übernommen werden. Der tatsächliche Verbrauch öffentlicher Mittel sollte nicht mehr als Nachweis ihrer Notwendigkeit gelten und so auch als Begründung für künftige Aktivitäten einer Amtsstelle dienen. Damit ist zugleich die Forderung nach einer Verstärkung der politischen Budgetfunktion (Programmfunktion) verbunden.

schiedenen Büros koordinieren können. Es wäre eigentlich selbstverständlich, daß die Verantwortung in großen bürokratischen Organisationen nie in die Hände reiner Amateure oder Dilettanten gelegt wird. Die Vereinigten Staaten aber kennen eine demokratische Laiendoktrin, die davon ausgeht, daß jeder gute Bürger auch jede öffentliche Aufgabe wahrnehmen könne. Dies ist die Idee des «Neo-Jacksonismus», wonach sich direkte Laiendemokratie von kleinen Einheiten auch auf Großorganisationen übertragen lasse. Carter selbst entstammt dieser Tradition. In Washington aber wurde er mit neuen Fragestellungen konfrontiert; zur Diskussion stand das Verhältnis von Demokratie, komplexer Organisation und Effizienz. Das Konzept der Laienkompetenz widerspricht allerdings den Anforderungen einer komplexen Großorganisation. Die Managementstruktur ist naturgemäß je nach der Komplexität – hohe, mittlere oder geringere – einer Organisation eine andere.

Bei der Besetzung der obersten Regierungsinstitutionen hat Carter sich jedoch weitgehend an seine Vorstellung der Laienkompetenz gehalten. Er integrierte zu wenig Washingtoner Regierungs-Sachkenntnis in die Spitzenpositionen. Zwar hatte er seine Präsidentschaft gegen das Washingtoner Establishment gewonnen, regieren aber konnte er nur zusammen mit ihm. Weil es aber an der Integration von Insidern und Außenseitern fehlte, bewegte sich Carter in den ersten Jahren seiner Amtszeit weitgehend in einem Vakuum. Er verfügte über keine politische Basis bei den Regierungsbürokratien und war beinahe vollständig auf seine Kompromiß-Fähigkeit mit dem Kongreß und den Washingtoner Institutionen angewiesen. Als Verbindungsmann zum Kongreß wählte Carter keinen Kenner des Kapitols, sondern einen seiner früheren Berater aus Georgia. Sein Koordinator für Innenpolitik war ein junger Jurist aus Atlanta, ohne Erfahrung in Washington. Sein Pressesprecher hatte ihm bereits in der gleichen Funktion in Atlanta gedient. Zum Direktor des wichtigen Büros für Verwaltung und Budget ernannte er seinen Freund *Bert Lance*, einen Provinzbankier aus Georgia. Mit dieser «Georgia-Mafia» in den Schlüsselpositionen war jedoch in Washington kein Staat zu machen. Als katastrophale Fehlbesetzung erwies sich vor allem Bert Lance, denn wichtigster Bestandteil des Präsidentschaftsamt ist das «Office of Management and Budget». Hier werden die Vorentscheidungen für die jährliche Verteilung der Haushaltsmittel getroffen. Die verschiedenen Ministerien reichen diesem Amt ihre Anträge ein, und dort wird die Auswahl unter politischen Gesichtspunkten getroffen. Diese wird dann dem Präsidenten vom Budgetdirektor vorgelegt. Er gehört somit zu den wichtigsten Beratern des Präsidenten. Von ihm und seinem Amt hängt es ab, welche Prioritäten gesetzt werden.

### Der «Fall» Lance

Jeder Präsident benötigt eine Art «alter ego» in einer administrativen Schlüsselposition. Der Budgetdirektor kommt dieser Position am nächsten. Präsidenten wie Roosevelt und Truman beriefen in dieses Amt Generalisten mit einer langen und qualifizierten Erfahrung in der öffentlichen und privaten Verwaltung. Richard Nixon erkannte die Bedeutung dieser Position und wandelte das «Budget Office» in ein «Office of Management and Budget» um. Als dessen Direktor ernannte er den geschäftsführenden Leiter einer großen Gesellschaft, der über eine umfassende Verwaltungserfahrung verfügte. Nicht so Carter: Lance konnte keine Managementenerfahrung vorweisen; und der zweite Mann im Amt, *James McIntyre* (der Lance nach dessen abruptem Abgang als Direktor folgte), war wenigstens Budgetdirektor eines Staates gewesen, aber auch er besaß keine Erfahrung in der Bundesregierung. Lediglich einer von den zehn unter politischem Gesichtspunkt ins «Office of Management and Budget» Berufenen hatte zuvor in der Exekutive der Bundesregierung gearbeitet. Ohne Zweifel waren auch diese Außenseiter lernfähig. Aber Carters erste zwei Jahre in Washington stellten ein teures und riskantes «On-the-Job-Training» dar.

Das traf auf die Kabinettsregierung allerdings nicht zu. Vance im Staatsdepartement, Blumenthal als Finanzminister, Brown im Verteidigungsdepartement, Schlesinger als Energieminister: sie alle hatten bereits Ansehen in Leitungspositionen früherer Administrationen erworben. Sie waren schnell imstande, ihre Regierungsorganisation in den Griff zu bekommen.

Abgesehen von der Kabinettssebene ging aber der Besetzung von Spitzenpositionen der Departemente keine Suche nach den besten Verwaltungs- und Führungstalenten im Lande voraus. Protektion und möglichst breite Vertretung der gesellschaftlichen Gruppierungen bildeten das Auswahlkriterium. Man legte Quoten für Frauen, Schwarze und andere ethnische Minderheitsgruppen fest, und die Auswahl der Kandidaten wurde dann diesen Gruppen selbst überlassen. Die Umweltschützer, die Konsumentenbewegung, die Friedensmarschierer der sechziger Jahre: sie alle erhielten ihre Vertreter in den Regierungsinstitutionen. Was sich so schließlich als Regierungsmannschaft vorstellte, war eine «Regierung von Fremden».

Das ist an sich keine neue Erscheinung: Jede neue Administration besetzt die obersten Führungsebenen mit eigenen Leuten. Die Beamten Spitze endet unterhalb der Führungsspitze, denn die obersten Positionen werden unter politischen Gesichtspunkten besetzt: Carter betrachtete die Politisierung der obersten Ernennungen als selbstverständliche Norm. Sein Kader von Amateurmanagern übernahm die Regierungspositionen in einer Haltung von Verachtung und Feindschaft gegenüber der Bundesbürokratie.

### Permanente und präsidentiale Regierung

Washington kennt zwei Regierungsformen, einerseits die ministerielle Exekutive, die sogenannte ständige Regierung, andererseits das eigentliche Präsidentialamt, die sogenannte präsidentiale Regierung. Das Präsidentialamt konzentriert sich auf die außen-, wirtschafts- und innenpolitischen Entscheidungen. Diese Entscheidungsfindung muß in engstem Kontakt mit den vom Präsidenten ernannten Inhabern der Führungspositionen in der Verwaltung geschehen. Es ist entscheidend, daß dieser Prozeß der politischen Zielformulierung auch professionell abläuft, so daß Regierungspolitik auch in Regierungsprozesse umgesetzt werden kann. Dies setzt voraus, daß die Regierungspolitik nach innen stimmt; der Präsident muß sie mit der Regierungsbürokratie und den tonangebenden gesellschaftlichen Gruppen des Landes abstimmen. Erst wenn man die Positionen dieser Gruppen kennt und in das beabsichtigte Vorgehen einbezieht, kann man abschätzen, was sich schließlich als Politik durchsetzen läßt und was nicht.

Carter ist nicht der Routinier wie vor ihm Johnson, der als ehemaliger Mehrheitsführer des Senats für das taktische Spiel mit dem Kongreß alle Voraussetzungen mitbrachte. Man kann sich keinen größeren Gegensatz vorstellen als den zwischen Carter und Johnson. Johnson, der Vollblutpolitiker, war ein Mann gewesen, der aufnahm, verarbeitete und modifizierte, was er an Interessenströmen im Lande vorfand und der durch ständiges Kompromißschließen voranzukommen suchte. Man nannte ihn den «Telefon-Präsidenten», weil seine wichtigste Regierungstätigkeit im Telefonieren bestand; eine Gewohnheit, die aus der Zeit stammte, da er als Mehrheitsführer der Demokraten als ungekrönter König des Kapitols galt und bei seinen Senatoren durchsetzen konnte, was immer er wollte. Vergangene Zeiten ... Ganz anders heute Carter; was ihm besonders fehlt, ist ironischerweise genau das, was er an früheren Administrationen kritisierte: die Fähigkeit, zu verwalten und professionelle Strategien zu entwickeln. Natürlich liegt eine zusätzliche Schwierigkeit darin, daß sich heute in Washington keine Koalition mehr findet, die umfassend genug wäre, eine Reformpolitik zu tragen. Aus den großen Reformplänen wurden Reformchen; Verwaltungsreform, Steuerreform und Energieprogramm sind im Kongreß steckengeblieben. Für die Geschäftswelt war Carter zu ausgabenfreundlich und reformwillig, für die Gewerkschaften hingegen war er wiederum zu wirtschaftsfreundlich; für die Großstädter des Nordens verkörperte er zu sehr den Südstaatler; für die Ölgesellschaften war er wiederum zu sehr Ökologe.

### Perspektiven für Amerikas Regierungssystem

Das Problem der Regierungsfähigkeit der amerikanischen Präsidenten wird durch einen bloßen Personenwechsel im Weißen Haus nicht gelöst werden. Das amerikanische Regierungssystem unterliegt strukturellen Zwängen, die den Anspruch auf Führung für jeden Präsidenten zu einer besonderen Herausforderung werden lassen. Die seit den siebziger Jahren zu beobachtenden Entwicklungen erschweren die Regierungsfähigkeit noch zusätzlich, wenn sie sie nicht sogar verunmöglichen. Es fehlt wohl nicht an Führungspotential, aber dieses scheint sich aus der Politik zurückgezogen zu haben.

Allgemein ist unter der Bevölkerung ein zunehmender Vertrauensschwund gegenüber politischen Institutionen überhaupt, sei dies nun der Kongreß oder die Exekutive, zu beobachten. Die Umfrage des Louis Harris-Instituts stellte noch 1966 fest, daß 42 Prozent der Bevölkerung Vertrauen zu Kongreß und Regierung hatten; heute sind es noch zwischen 17 und 18 Prozent. Dieser Vertrauensschwund setzte deutlich Mitte der sechziger Jahre ein. Bis dahin war noch ein relativ starker Konsens zwischen Regierung und Bevölkerung feststellbar. Mit der Eskalation des Vietnamkrieges, mit den schwarzen Ghettoaufständen, der Kriminalität und mit Watergate brach dieser Konsens auseinander.

Diese Vertrauenskrise wurde ausgelöst durch eine Krise der Regierungskompetenz sowie durch die abnehmende Fähigkeit, sich durchzusetzen. Regierungsmacht läßt sich nicht mehr in einen Regierungsprozeß umsetzen. Schon immer bestand in den Vereinigten Staaten eine Kluft zwischen dem Regierungsmandat und dessen Realisierung. Das Mandat gehört dem Präsidenten, aber erfüllt werden kann es nur in Zusammenarbeit mit den verschiedenen Machträgern: Präsident einerseits, Senat und Repräsentantenhaus andererseits. Aber zwei Drittel der Senatoren werden nicht gleichzeitig mit dem Präsidenten gewählt und

Das katholische Haus der Volksarbeit e.V. sucht zum 1. 6. 81 einen dipl. Psychologen(in) oder dipl. Pädagogen(in) mit Zusatzausbildung als

### Leiter(in) des Familienbildungswerkes

Das Familienbildungswerk umfaßt eine Erziehungsberatungsstelle, eine Elternschule und einen heilpädagogischen Kinderhort.

Zu den Aufgaben des Leiters des Familienbildungswerkes gehört – neben Aufgaben der allgemeinen Leitung und schwerpunktmäßiger Mitarbeit in den drei genannten Bereichen – insbesondere auch die Initiierung und Weiterentwicklung von Konzepten prophylaktischer Familien- und Erziehungshilfe und die Vertretung dieser Anliegen in der kirchlichen und außerkirchlichen Öffentlichkeit.

Die Vergütung erfolgt in Anlehnung an den BAT (13. Monatsgehalt und zusätzliche soziale Leistungen).

Erwartet wird neben fachlicher Qualifikation und Berufserfahrung kirchliches Engagement und Kooperationsbereitschaft sowie Leitungserfahrung.

Bewerbungen richten Sie bitte bis zum 15. 11. 80 an: Haus der Volksarbeit e.V., z. Hd. Herrn Pater Bernhard Kilian SJ, Eschenheimer Anlage 21, D-6000 Frankfurt/M. 1.

teilen darum auch nicht sein Mandat. Und selbst jene, die gleichzeitig mit ihm gewählt wurden, haben mit ihm nicht viel mehr gemeinsam als das Datum der Wahl. Sie sind von ihren *eigenen Wählern* abhängig; sie haben ihr eigenes politisches Programm und beanspruchen ein eigenes *Mandat*.

Daß bei der Durchsetzung eines Regierungsprogramms Widerstand entsteht, ist vom System her gegeben. Aber die amerikanische Öffentlichkeit hat kaum Verständnis für einen Präsidenten, der sich gegenüber dem Kongreß nicht durchsetzt. Schließlich wählte man ihn in der Absicht, daß er die Dinge in den Griff bekommen. Versagt er in dieser Führungsfunktion, wird Führung, Leadership also, zum politischen Thema.

Es gibt nur wenige kurze Perioden im 20. Jahrhundert, wo sich die Führung als stark genug erwies, um in eine Richtung zu weisen. Es waren die ersten zwei Jahre von Woodrow Wilson, als er das Programm der «Neuen Freiheit» (nationale Politik im Dienst universaler Menschheitsideale) entwickelte. Es war die erste Regierungszeit von Franklin D. Roosevelt, als der «New Deal» Gestalt gewann, und es waren die ersten zwei Regierungsjahre von Lyndon Johnson, als er die Idee der «Großen Gesellschaft» zu verwirklichen suchte. Alle diese regierungsaktiven Intervalle waren nur möglich aufgrund eines massiven Wahlsieges.

Es waren Zeiten, wo die legislative Tagesordnung erfüllt wurde. Zwischen diesen aktiven Intervallen jedoch überwogen die unerledigten Punkte wieder. Denn Konsens war nur möglich in Zeiten des Notstandes, der Krisen. Heute sind die Aussichten auf einen solchen Konsens um vieles kleiner als in den ersten Jahren der Präsidentschaft von Wilson, Roosevelt oder Johnson. Denn im letzten Jahrzehnt hat sich die politische Szene entscheidend verändert.

Vier Tendenzen stellen die politische Handlungsfähigkeit jeder amerikanischen Regierung von innen her in Frage:

- ▷ die Desintegration der beiden politischen Großparteien;
- ▷ die Popularisierung der Nomination des Präsidentschaftskandidaten;
- ▷ die Ablehnung des präsidentialen Führungsanspruchs durch den Kongreß;
- ▷ die Fragmentierung jeglicher Autorität im Kongreß selbst, so daß dieser keine politische Integrationskraft und damit auch keine Führungskraft mehr aufweist.

Bis zu Präsident Johnson, also bis Mitte der sechziger Jahre, war die Partei noch die Brücke, welche Präsidentschaft und Kongreß miteinander verband. Ein Präsident der Demokraten vermochte noch die demokratische Mehrheit im Repräsentantenhaus und im Senat zu führen. Das Band zur eigenen Partei war vorhanden und die Bindung zur gemeinsamen Parteiphilosophie noch intakt. Aber in den letzten zehn Jahren haben sich diese Parteibände auf breiter Ebene aufgelöst. Der Partei kommt keine Trag- und Integrationsfähigkeit mehr zu. Was die amerikanischen Parteien zusammengehalten hatte, war nicht so sehr eine Ideologie oder ein Programm, sondern vielmehr Protektion und Kontrolle der zu nominierenden Kandidaten für die Ämter in Washington.

### Parteien, Marktstrategen und Wähler

Die Kontrolle über die Nomination ging nun von der Parteiführung auf die Öffentlichkeit über. Die Parteiführung besitzt keinen entscheidenden Einfluß auf die Nomination eines Präsidentschaftskandidaten mehr. Die Marktstrategen haben heute bei den Kampagnen das Sagen. Es besteht kein Grund, den verschwundenen Parteimaschinen mit ihrer Korruption und ihrem Despotismus nachzutruern. Das neue Ideal ist offener, partizipatorischer. Aber den neuen Organisationen fehlt die Kohäsion der alten Parteimaschinen.

Kaum ein Kandidat für das Präsidentenamt oder für den Kongreß bezieht sich noch auf das Parteiprogramm und fühlt sich durch dieses noch gebunden. Sie selbst sind das Programm. Wenn die Kandidaten derselben Partei dann als Sieger nach Washington kommen, fehlt ihnen ein gemeinsames Programm und eine gemeinsame Philosophie. Während der aktiven Regierungsintervalle unter Roosevelt und Johnson haben die Präsidenten einfach ihr Programm als Parteiprogramm verkündet. Dank ihrem Erfolg schlossen sich die Ränge der Senatoren hinter ihnen, doch nur solange der Präsident der öffentlichen Unterstützung sicher sein konnte. Typisch sind nicht die Phasen des Konsenses, sondern die Zeiten der Zersplitterung. Dann zeigt sich die normale Tendenz des amerikanischen Regierungssystems zur Selbstblockierung.

In den Vereinigten Staaten entscheiden die Wähler nicht allein über die Präsidentschaftskandidaten, sie entscheiden auch über deren Nomination. Seit die Vorwahlen zur Regel geworden sind, also seit 1968, entfällt jeder Auswahl- und Filterungsprozeß durch die Partei. Diese hatte früher dafür gesorgt, daß niemand nominiert wurde, der nicht zuvor von der Partei akzeptiert worden war. Es war somit nur einem politischen Insider möglich, nach oben zu gelangen. Er mußte sich durch seine politische und administrative Fähigkeit ausgewiesen haben, und er mußte eine nationale Statur und Kompetenz aufweisen. Seit 1968 ist dies alles nicht mehr notwendig. Notwendig sind allein der Erfolg in den Vorwahlen, eine gute Wahlorganisation und eine gute Imagepflege. Der Kandidat mag ein Outsider sein. Er braucht über keine Erfahrung in der Bundesregierung zu verfügen. Es kann ihm an außenpolitischen Kenntnissen fehlen. Er kann als Fremder nach Washington kommen. Jimmy Carter, der Outsider, wäre über den alten Parteiapparat nie Kandidat geworden. Er wurde es nur, weil die Kontrolle über die Nomination dem Parteiapparat entglitten war.

### Machtverteilung zwischen Präsident und Kongreß

Daß man vom Präsidenten Führung erwartet, ist eine Erscheinung des 20. Jahrhunderts. Und es war der Kongreß selbst, der die moderne mächtige Präsidentschaft schuf, die ihn selbst bald überschattete. Es war der Kongreß, der dem Präsidenten immer mehr Machtbefugnisse abtrat. Es begann damit, daß der Präsident 1921 verpflichtet wurde, ein Regierungsprogramm vorzulegen. 1947 wies der Kongreß dem Präsidenten das Primat in der Außen- und Sicherheitspolitik zu.

Der Kongreß stellte sich darauf ein, auf Initiativen des Präsidenten zu antworten, sie zu kritisieren, ihnen zu folgen, nicht aber selbst zu führen. Dieses Konzept verlangte jedoch die Bereitschaft, eine solche Führungsfunktion des Präsidenten anzuerkennen. Aber in Perioden der geteilten Regierung – republikanischer Präsident und Kontrolle des Kongresses durch die Demokraten – war dieses Konzept zum Scheitern verurteilt. Mit der Präsidentschaft Nixons und dessen Versuch, noch mehr Macht in seiner Person zu zentralisieren, brach dieses Konzept vollends auseinander. Die vom Kongreß aufgebaute Machtstruktur des Präsidentenamtes wurde wieder demontiert. Die Kriegsermächtigungs-Resolution war nur der Anfang; mit dem Budget-Kontrollgesetz eroberte sich der Kongreß wieder die Ausgabenkompetenz. Zudem nahm er dem Präsidenten wieder das Exekutivprivileg und intervenierte unabhängig vom Präsidenten in der Außen- und Sicherheitspolitik.

Der Kongreß denkt nicht mehr daran, seine neue Macht abzugeben; die Gesetze des 93. Kongresses bleiben in Kraft. Die Machtbalance hat sich eindeutig zu seinen Gunsten verschoben. Das stellte kein Problem dar, wenn der Kongreß selbst Führungsfunktion übernehmen könnte, wenn er also fehlende präsidentiale Führung ersetzen würde. Aber genau diese Fähigkeit geht ihm ab.

Was immer gegen oder über die Exekutive gesagt werden kann, sie hat in diesem Regierungssystem der geteilten Macht allein die Fähigkeit, ein umfassendes und konsistentes Regierungsprogramm aufzustellen. Es ist der einzige Ort in diesem fragmentierten System, wo noch eine gewisse Einheit vorhanden ist und auch gegeben sein muß. Nur von hier aus ist es möglich, das zersplitterte Gefüge überhaupt in Bewegung zu setzen. Jeden Herbst unterwirft sich die gesamte Exekutive einem Prozeß der politischen Programmintegration. Die Zielsetzungen des nächsten Jahres werden in allen Bereichen festgesetzt (fiskalisch, wirtschaftlich, außenpolitisch, militärisch usw.). Die Botschaft über den Stand der Nation, der Wirtschaftsbericht des Präsidenten und das Budget sind Resultate dieses Integrations- und Zielsetzungsprozesses innerhalb der Regierung.

Dem Kongreß hingegen fehlt jeglicher Integrationsmechanismus. Seine politischen Entscheide bleiben desintegriert, und eine

bindende politische Philosophie läßt sich auch nicht mehr feststellen. Zudem ist, vor allem unter den jüngeren Kongreßabgeordneten, ein politischer Individualismus zu beobachten, der jegliche Ansätze von Führung erstickt. Der neue Machtanspruch des Kongresses, verbunden mit diesem neuen Individualismus, verstärkt die Führungskrise.

Wir haben es bei der amerikanischen Führungskrise mit einer allgemeineren Struktur- oder Systemkrise zu tun, die mehr oder weniger allen westlichen politischen Systemen inhärent ist. Wir erleben die Erosion klassischer nationaler Machtordnungen sowohl nach innen als auch nach außen. Wir treten in eine Ära struktureller Machtknappheit ein. Erfolgreiche Strategien sind nur noch möglich, wenn die verschiedenen Gegenspieler die Zwänge des anderen richtig einschätzen. Die Notwendigkeit der richtigen Einschätzungsfähigkeit gilt für alle Verknüpfungen im komplexen Netzwerk zwischen Politik, Bürokratie und Wirtschaft. Eine wirkungsvolle Regierung ist darauf angewiesen.

*Theodor Leuenberger, St. Gallen*

DER AUTOR ist Professor für *Geschichte der neuesten Zeit* sowie für *Wirtschafts- und Sozialgeschichte* an der Handelshochschule St. Gallen. Der hier abgedruckte Text ist ein Auszug aus einem Werk, das 1981 unter dem Titel «Das amerikanische Jahrhundert und sein Ende» erscheinen soll.

## Eine Liebeserklärung

Zu «Deutschland, bleiche Mutter» von Helma Sanders-Brahms

Ich kann kaum Luft holen, als es vorbei ist. Als ich aufblicke, rechts und links neben mir blasse, erstarrte Gesichter. Keiner spricht. – Was ist passiert? Ein Film über eine Mutter und ihre Tochter. Die Tochter erzählt die Geschichte ihrer Mutter. Sie bringt die Mutter zum Sprechen. Und damit spricht sie über sich selbst, über ihren Wunsch, die verschüttete Geschichte ihrer Mutter zu erzählen, um die Wurzeln ihrer eigenen Zuneigung freizulegen.

Es ist kein Film über die in letzter Zeit viel beklagte Abhängigkeit der Töchter, keine Anklage der «bösen Mutter», die lebenslänglich versucht, die Emanzipation der Tochter zu verhindern, um sie in die selbsterlittene Rolle zu zwingen. Die grobe Trennung der Fronten in schwache, passive Mütter und kämpferische, selbständige Töchter wird in diesem Film durchbrochen. Er erzählt, was meistens verschwiegen wird, daß hinter dem Bewußtsein von Haß und Abhängigkeit, hinter allen Rationalisierungen, eine unausrottbare Liebe steckt, die es zu begreifen gilt.

Dieser Film ist eine Liebeserklärung an eine Mutter, an viele Mütter. Er erzählt von der vergessenen Stärke der Frauen, die während des Krieges allein überleben mußten, ohne ihre Männer, die an der Front waren. Eine Stärke, die gebrochen wurde, als sie in die gewöhnlichen Verhältnisse, die zugeteilte Häuslichkeit, zurückkehren mußten. Die Aufbauarbeit – draußen – blieb nach Kriegsende den Männern überlassen. Die Frauen erstickten in ihren Wohnstuben, in denen sich langsam Kommoden und Schränke wieder füllten. Die Zeit der eigenen Bewegung war vorbei. Bis heute?

### Liebe und Ehe unter Kriegsbedingungen

Helma Sanders-Brahms zeigt in diesem Film Bilder und Szenen, die mir nicht mehr aus dem Kopf gehen. Frage ich mich, warum ich so betroffen bin, so fällt mir die Antwort schwer. Auf den ersten Blick habe ich eine ganz gewöhnliche Geschichte miterlebt. Liebe und Ehe während des Krieges, die Geburt einer Tochter, Mutter und Kind in den Trümmern und auf der Flucht, die Rückkehr des Vaters nach Kriegsende. Doch – der «erste Blick» gelingt nicht. Vom ersten Bild des Filmes an stecke ich in einer ungewöhnlichen Wahrnehmung. So habe ich Kriegsge-

schichte nie gesehen. Als Geschichte einer allmählichen Entfremdung zwischen einer Frau und einem Mann. Einer Frau, die *gegen* den Krieg kämpft und dabei stark wird, und einem Mann, der *im* Krieg kämpft und dessen Empfindungsfähigkeit mehr und mehr zerstört wird. Diese Kriegsgeschichte ist vor allem die Geschichte einer Frau und ihrer Tochter. Die Mutter ist die Handelnde, auch dies eine neue Wahrnehmung, eine weibliche Dramaturgie. Gleich von Anfang an: Ein Mann und eine Frau haben sich im Sommer 1939 bei einem Ruderball kennengelernt. Einige Zeit später spricht die Frau mit ihrer Schwester über diesen Mann: Sie sagt: «Ich glaub, den heirat ich.»<sup>1</sup>

Nachmittags nach der Hochzeitsfeier. Beide stehen im vollen Hochzeitsstaat voreinander im neuen Haus. Der Mann ist unbeholfen und schüchtern. Sie sagt ruhig: «Komm, wir ziehn uns aus.» In einer langen Einstellung wird dieser Vorgang des Ausziehens gezeigt, die Frau wartet geduldig ab, bis der Mann umständlich und vorsichtig die Nadeln aus ihrem Schleier gezogen, die zahllosen Knöpfe ihres Brautkleides geöffnet hat. Sie hilft ihm dann, sich vom steifen Hemd und Kragen zu befreien. – Durch dieses Bild wird die Temperatur ihrer Zuneigung bestimmt, Leidenschaft ist es nicht, auch keine romantische Liebe, eher eine ganz gewöhnliche, ruhige und sichere Verbundenheit, die Bestand haben könnte. Aber nicht unter den Bedingungen des Krieges.

Ich sehe einen Soldaten über ein Feld in Polen laufen. Er muß auf ein Mädchen schießen. Das Mädchen hat das Gesicht seiner Frau. Er kann nicht töten, tut es dann doch, bricht weinend zusammen. – Ich kann mich an keinen anderen Film erinnern, in dem ein Soldat so hilflos und ängstlich gezeigt wurde.

Dieser Mann weigert sich auch, die zugeteilten Präservative anzunehmen, mit der einfachen Begründung: «Ich liebe meine Frau.» Stumm erträgt er die Demütigung durch die anderen Soldaten. Wo sonst habe ich einen so «unmännlichen» Widerstand gegen die sonst so hochgelobte Kriegskameradschaft gesehen?

### Wachsende Entfremdung – erstickte Stärke

Dann der erste Riß zwischen den beiden. Der Mann hat Heimaturlaub. Die Temperatur zwischen ihnen stimmt nicht mehr. Er bringt seine Treue, aber auch sein ungestümes Begehren mit. Sie hat auf ihn gewartet, an einer Bluse gestickt, sie will schön sein für ihn. Er kann das nicht mehr sehen. Sie wehrt sich gegen seine Heftigkeit: «Du warst so lange weg, und jetzt geht alles so schnell.» Er versteht sie nicht, zerreißt die Bluse, deutet ihre Scheu als Untreue. Er schlägt sie. Sie sind nicht mehr vertraut miteinander. Nachts versöhnen sie sich wieder. Als Zeichen ihrer Liebe wünscht sich die Frau ein Kind.

Sie ist schwanger. Vor der Geburt will sie den Mann noch einmal sehen, kämpft um die Erlaubnis, zu ihm nach Frankreich zu fahren. Nachts liegt sie neben ihm, will ihn mit dem Kind in ihrem Bauch vertraut machen, legt seine Hand auf ihren Bauch. Er zieht die Hand zurück, will lieber schlafen. Beim Abschied sagt er: «Ich erwarte, daß Nachwuchs da ist, wenn ich nach Hause komme. Ein strammer Junge.»

Während eines Luftangriffs wird ein Mädchen geboren. Der Vater kann nicht nach Hause kommen. Er sitzt in einem Armeetransport, hat nur ein Bild von seiner Tochter. Er kann sie ansehen, aber nicht fühlen.

Als beide sich wiedersehen, in Berlin, ist die Fremdheit gewachsen. Die Frau ist über Trümmerfelder gelaufen, sie ist stark geworden durch den Kampf ums Überleben. Sie tanzt mit dem Kind und sagt: «Unser Haus ist hin ... Ich sag dir, je dicker es kommt, um so mehr sing ich mit dem Kind. Nicht mal bloß wegen dem Kind. Für mich selber.» Er: «Ihr habt's gut, hier zu

<sup>1</sup> Die Zitate sind dem Drehbuch zum Film entnommen: Helma Sanders-Brahms, *Deutschland, bleiche Mutter*. Film-Erzählung (rororo-Reihe «Neue Frau», Nr. 4453, Rowohlt Taschenbuch Verlag 1980, DM 4.80).

Hause. Ihr könnt noch tanzen.» Er kann ihre Veränderung nicht begreifen, ist eifersüchtig auf das Kind, das Kind auf den Vater. Der Körper der Frau gehört dem Kind. Als sie es immer noch stillt, sagt er: «Es frißt dich auf.»

Was weiter geschieht, erscheint paradox. Unter den grausamen Bedingungen des Krieges entwickelt diese Frau Fähigkeiten, die unter «normalen» Bedingungen nie von ihr gefordert worden wären. Sie bleibt wach auch nach vierzig durchwachten Bombennächten, sie überlebt, auch ohne Essen, ohne neue Kleider, sie kann Kartoffeln graben, Pilze sammeln, sie geht mit dem Koffer in der Hand und dem Kind auf dem Arm durch das brennende Deutschland, sie erträgt eine Vergewaltigung, sie entwickelt List und Phantasie, um Gefahren zu entkommen.

Dann eine Szene, die in ihrer suggestiven Kraft deutlich machen kann, wo die Kriegsgeschichte aufhört und die Nachkriegsgeschichte anfängt. Gegenwart wird bewußt gemacht, Gegenwart, die aus diesem Krieg entstanden ist, ohne diesen Krieg nicht verstanden werden kann.

Kriegsende. Die Frau liegt mit ihrem Kind im Bett, nebenan die Schwester. Sie reden leise miteinander, sie berühren sich. Eine warme, zärtliche Vertrautheit zwischen den Frauen und dem Kind. Plötzlich klingelt es. Der Mann ist zurückgekommen, kahl, verbraucht, erschöpft. Die Frau umarmt den Mann, das Kind steht stumm daneben, wehrt sich gegen den fremden eindringenden Vater. Dann folgt das entscheidende Bild. Eine Decke wird als Trennwand zwischen die beiden Betten gezogen, in dem einen liegt das Kind mit der Schwester, in dem anderen Vater und Mutter, zwei Fremde.

Mit dieser Trennung sind scheinbar die alten Verhältnisse wiederhergestellt. Doch nach den Erfahrungen des Krieges stimmen sie nicht mehr. Die Wiederherstellung der alten ehelichen Ordnung ist die eigentliche Zäsur: die Trennung der Tochter von ihrer Mutter, und die Trennung der Frau von ihrer eigenen Stärke. Im Frieden wird ihre Kraft nicht mehr gebraucht. Die Ordnung ist brüchig geworden. Eine Familie, die nie eine war, kann auch im Frieden keine mehr werden. Die Gefühle füreinander, die Fähigkeit zu fühlen überhaupt, sind zerstört. Die Gesichtslähmung der Mutter ist nur das sichtbare Zeichen dieser Gefühlskälte.

Mit der Trennung von der Mutter beginnt zugleich das bewußte Erleben des kleinen Mädchens. Stumm nimmt sie die Veränderungen im Gesicht ihrer Mutter wahr, aus Liebe wird Haß, früher sang die Mutter, jetzt trinkt sie heimlich, früher handelte die

Mutter, jetzt liegt sie passiv und verbittert in ihrem Bett. Ihre Gefühlsverhärtung läßt auch kein Mitleid der Tochter mehr zu.

### Die Angst vor den «normalen» Gefühlen

Mit der Herstellung der alten ehelichen Ordnung fängt auch das Fragen der erwachsenen Tochter, die diesen Film gemacht hat, nach sich selbst an. Und ihre Frage steht stellvertretend für die vielen, nun erwachsenen Frauen ihrer Generation. Es ist die Frage nach der eigenen Angst vor den ganz einfachen, «normalen» Gefühlen: Liebe, Treue, Geborgenheit, Vertrauen. Helma Sanders-Brahms sagt ganz zu Anfang: «Ihr seid meine Eltern. Zwischen euch bin ich. Ich habe nicht geheiratet. Das habe ich an euch verlernt.»

Doch das ist keine Anklage. In diesem Film sind alle schuldlos verstrickt in ein Elend, das deutsche Geschichte heißt, eine Geschichte, die bis in das Fühlen von Menschen gedrungen ist, und fortwirkt in den Kindern. Ist es verwunderlich, wenn Frauen heute Angst davor haben, in eine Situation zu geraten, in denen nur noch Kälte zwischen den Menschen spürbar ist? Am Schluß des Films sagt die Frau: «Ich will nicht mehr leben.» Er antwortet: «Mach, was du willst, es ist mir egal. Ich hab genug Sorgen.» – Friedenszeiten!

Das Ende des Films macht bewußt, wo viele Töchter heute im Verhältnis zu ihren Müttern stehen. Die Mutter schließt sich im Badezimmer ein, sie hat den Gashahn aufgedreht. Das Mädchen steht vor der Tür. Es klopft und hämmert dagegen, «komm raus», sagt es ununterbrochen, es kämpft um das Leben der Mutter. Es dauert lange, bis sich die Tür öffnet. Zum Schluß heißt es: «Manchmal denke ich, sie ist immer noch dahinter, und ich bin immer noch davor, und sie kommt nie mehr heraus zu mir, und ich muß erwachsen sein und allein. Aber sie ist immer noch da. Lene ist immer noch da.»

Vielleicht ist dieser Film ein erster wichtiger Versuch, den Ablösungsprozeß von den Müttern in andere Bahnen zu lenken, indem nicht die Schwäche verurteilt, sondern die erstickte Stärke zur Sprache gebracht wird. Helma Sanders-Brahms hat einen Anfang gemacht. Eine zweite Lebensrettung.

*Birgit Heiderich, Tübingen*

DIE AUTORIN, Frau Birgit Heiderich, hat in Bonn Philosophie studiert. Seit 1978 redigiert sie in Tübingen die «Internationale Ökumenische Bibliographie». Vor einigen Monaten hat sie im Suhrkamp-Verlag das Tagebuch «Mit geschlossenen Augen» (suhrkamp taschenbuch 638) veröffentlicht.

## «Ein Land, dessen Name <Reich der errichteten Tugend> ist»

Im Artikel «Religionsgeschichte ist auch Sozialgeschichte»<sup>1</sup> wurde in einem alten chinesischen Text die Spur der Entstehung politischer Macht im chinesischen Altertum aufgenommen. Durch eine moderne Interpretation eines alten Mythos – des Mythos der Trennung von Himmel und Erde – haben wir versucht, den Übergang vom sogenannten «Urkommunismus» (Ordnung ohne politische Gewalt innerhalb der Gruppe) zur Hochkultur (Staatsentstehung, Ordnung mit politischer Gewalt) modellartig nachzuzeichnen. Es ist uns klar, daß ein Modell ein Arbeitsinstrument ist, das nur Teileinsichten gewährt und nur teilweise Gültigkeit hat (bis ein besseres, differenziertes Modell zur Verfügung steht).

Unsere in der Vor-Han-Zeit entstandene Niederschrift des alten Himmel-Erde-Trennungsmythos hatte gezeigt, daß die chinesische Antike die Überlieferung eines «Goldenen Zeitalters» kannte. In dieser Urzeit gab es keine Hierarchie und keine Obrigkeit. Die *erste Frage*, die sich stellt, ist nun: Gibt es, un-

abhängig vom Himmel-Erde-Trennungsmythos, andere Überlieferungen dieses Urzustands? Wie wird er darin dargestellt und charakterisiert? Kann man herausfinden, wie die Veränderung dieses hierarchielosen Zustands in Richtung einer Klassengesellschaft vor sich ging?<sup>2</sup> Die *zweite Frage* ist dann: Gibt es ethnologische Tatbestände, die diese Darstellung des hierarchisch undifferenzierten Urzustands der chinesischen Welt bestätigen? Bekräftigen sie unsere modellartige Interpretation? Wie stellt sich uns dann die Frage des Übergangs bzw. des Nichtübergangs zum «politischen» Zeitalter dar?

### Chinesische Stimmen aus der Zeit vor der Herrschaft

In einem Werk der legalistischen Schule aus dem 4. vorchristlichen Jahrhundert sehen wir deutlich eine herrschaftsfreie Gesellschaft, auf die eine staatsähnliche Form folgt. Verschlüsselt wird diese Darstellung durch die Berufung auf zwei mythische Götter oder Herrscher:

<sup>1</sup> Orientierung 1980, S. 34–36. – Im folgenden verweisen kursive Ziffern auf die Nummern des Literaturverzeichnisses am Ende des Artikels.

<sup>2</sup> Die im folgenden ersten Teil des Artikels angeführten Textbelege wurden von R. Homann ausgewählt und zusammengestellt.

«Zur Zeit von Shen-nong pflügten die Männer und hatten dann Nahrung, die Frauen webten und hatten dann Kleidung. Man wendete weder Strafen noch Regierung an, und (alles) war in guter Ordnung. Man hob keine Waffen und Soldaten aus, und dennoch herrschte er als König.

Nachdem Shen-nong bereits gestorben war, wurden die Schwachen durch die Starken besiegt und die Menge von den Wenigen unterdrückt. Huang-di führte darum die Bedeutung von Fürst und Untertan, von Oberen und Unteren ein, errichtete die Riten von Vater und Sohn, von älterem und jüngerem Bruder, die Verbindung von Mann und Frau und die unter Gefährten. Im Hause benutzte er Messer und Säge, nach außen Waffen und Soldaten. Aus diesem Grunde änderten sich die Zeiten» (2, «Shangjunshu», S. 30).

Daß derartige Formen gesellschaftlicher Organisation im 4. vorchristlichen Jahrhundert nicht nur als Erinnerung bestanden, sondern real im Süden der bekannten Welt vorhanden waren, bezeugt folgende Stelle bei dem großen taoistischen Denker *Zhuangzi*:

«In Nan-yue gibt es ein Land, dessen Name «Reich der errichteten Tugend» ist. Seine Einwohner sind einfältig und gerade, mit nur geringer Selbstsucht und arm an Begierden. Sie wissen etwas herzustellen, aber nicht es zu speichern; sie geben, aber warten nicht auf eine Gegengabe. Sie wissen nicht, was mit der Rechtlichkeit übereinstimmt, und sie wissen nicht, was mit dem Ritual konform ist. Wild und toll, bewegen sie sich unbekümmert; und damit treffen sie das Rechte. Man freut sich bei ihrer Geburt, und man macht ein Begräbnis bei ihrem Tod» (3, Kap. XX, 2).

Wirtschaftlich lebten diese Menschen auf einer vor-landwirtschaftlichen oder primitiv-landwirtschaftlichen Stufe: «Die Menschen des Altertums lebten inmitten des wilden Grases», präzisiert nämlich *Zhuangzi* (3, Kap. XVI, 2).

Eine geringfügig entwickeltere wirtschaftliche Situation beschreibt *Sima Qian* (ca. 145–86 v. u. Z.) in seinem *Shiji* (4):

«Im Gebiet von Chu und Yue ist das Land weit und die Bevölkerung gering. Zu ihrer Ernährung haben sie Reis und für ihre Suppen Fisch. Manchmal pflügen sie mit Feuer und jäten mit Wasser. Früchte von Bäumen und anderen Pflanzen, Muscheln und Schnecken gibt es ausreichend, und man muß sie nicht auf dem Markt kaufen. Die Beschaffenheit des Landes gibt einen Überfluß an Eßbarem, und es gibt keinen Kummer durch Hungersnot und durch den Ausfall von Ernten. Deshalb können die Nutzlosen und Schwachen ihr Leben fristen. Sie sammeln und horten nicht; und viele von ihnen sind arm. Deshalb gibt es im Süden des Yangzi- und Huai-Flusses keine Leute, die frieren und hungern, aber es gibt auch keine Familie mit tausend Goldstücken» (4, Bd. 6, S. 3270).

### Mechanismen gegen die Entstehung politischer Macht

Eine entscheidende Voraussetzung für Gesellschaften, die ohne politische Macht sind, ist die Verhinderung der Entstehung von wirtschaftlicher Vor-Herrschaft, die leicht zu politischer Macht erweitert werden kann. Dem stehen in egalitären Gesellschaften die Pflicht zur Freigebigkeit und Vorsorge auf seiten des Häuptlings zur Verfügung, was nicht selten mit einer ausgesprochenen Unattraktivität der Häuptlingsposition einhergeht. Diese Unbeliebtheit wird für die heiligen Herrscher Yao und Yü im legalistischen Werk *Han-feizi* treffend geschildert (2, *Han-feizi*, S. 340):

«Als Yao das Reich regierte, war sein Strohdach unbeschnitten und sein Deckbalken uneben. Er aß ungeschältes Getreide und Suppen aus gewöhnlichem Grünzeug; er trug im Winter Kleidung aus Lederhäuten und im Sommer rauhe, faserige Kleidung. Auch Kleidung und Lebensmittel eines Torwächters sind nicht dürrtiger als seine. Zur Zeit als Yü das Reich regierte, griff er selbst nach Pflug und Spaten, um für das Volk der erste zu sein. Er arbeitete, bis an seinen Oberschenkeln kein Flaum mehr war und an seinen Schienbeinen kein Härchen mehr wuchs. Die Mühen der Gefangenschaft sind nicht bitterer als dies. Spricht man von diesem Standpunkt aus, so war jemand, der vom Thron des Himmelssohnes abtrat, wie einer, der sich aus dem Leben eines Torwächters entfernte, oder wie einer, der sich den Mühen der Gefangenschaft entzog. Deshalb kam das Erben des Reiches nicht häufig vor.»

Die Pflicht zur Vorsorge und Freigebigkeit dauerte oft fort in den Gebieten, wo die Landwirtschaft entstanden war und die Gesellschaft sich ökonomisch entwickelte. Sie ist auf Orakelknochentexten belegt, wie Ho Ping-di in «The Cradle of the East» ausführt:

«In seinem eigenen Interesse mußte der Shang-König oft althergebrachte Konventionen und Bräuche berücksichtigen, er mußte eine menschliche Behandlung seiner Untertanen sichern und ihre Ausbeutung in Grenzen halten. Orakeltexte bezeugen wiederholt des Königs Sorge um die Ernährung und die Wohlfahrt all seiner Untertanen, inklusive der «Zhong», d.h. wortwörtlich der «breiten Menge» des Volkes, welche die soziale Grundlage des Shang-Stammesvolks bildete» (5, S. 296).

Auch im *Shijing*, dem Buch der Lieder, treffen wir auf Oden, die diese Freigebigkeit und Fürsorge besingen:

«Tüchtig war Liu, der Herzog / Er ruhte nicht, er rastete nicht / Schuf Grenzen und schuf Wälle / Er sammelte, er speicherte / Stellt Vorräte bereit / In Beuteln und in Säcken / Gesammelt überall / Er prüft Pfeil und Bogen / Streitaxt, Lanze, Schild / Er begann den Marsch.

Tüchtig war Liu, der Herzog / In der Ebene hielt er an / Im Tiefland so blühend und reich / Dort ließ das Volk er siedeln / siedeln von Sorgen frei / Hoch oben auf den Gipfeln / Unten tief im Tal / (...)

Tüchtig war Liu, der Herzog / Sicher in seiner Hauptstadt / Stattlich und ruhig sein Gang / Sie trugen Stuhl und Matte / Der Herzog sah und stand / Er schickte aus seine Diener / Das Schwein zu schlachten im Stall / Schenkt den Wein in Kürbisschalen / Das Volk zu tränken, zu speisen / Als Ahnherr und als Fürst» (6, S. 103–104).

Diese Ode wird dem Ürenkel des mythischen Gründers der Zhou-Dynastie, Hou-ji, zugeschrieben. Deutlich zeigt sie die vielfältigen Pflichten eines Häuptlings wie Vorratswirtschaft, Waffenüberprüfung, Instruktion und Speisung des Volkes; dies alles weist immer noch deutlich auf eine archaische Struktur hin, nicht auf eine staatliche Organisation, obwohl die Gesellschaft in diesem Gebiet entwickelter und differenzierter zu sein scheint als die oben bei *Zhuangzi* beschriebene Ethnie (vgl. die verschiedenen Entwicklungsphasen, die wir in I auseinandergelassen haben). – Der gleichen Verpflichtung begegnen wir auch in einer Ode an den Gründer der Zhou-Dynastie selbst:

«Glänzend bist du, Hou-ji / Du bist fähig, dem Himmel beizustehen / Du gabst unsrer Menge Getreide / Es gibt nichts ohne deine Kenntnisse / Du gabst uns Weizen und Gerste / Gott befahl, alle zu ernähren / Ohne Einschränkung und Grenzen» (6, S. 99).

Auffällig ist in der archaischen Gesellschaft, daß die Entscheidungskompetenz der Häuptlinge offenbar eingeschränkt ist. So ist der Häuptling selbst bei der Neugründung einer Siedlung auf sein Talent der Rede und Überzeugung angewiesen. Es reicht dabei nicht einmal, daß er sich mit seinen Ratgebern einigt; er muß sich mit der Gesamtheit seiner Stammesmitglieder einig sein. So heißt es im *Shu-jing*, dem Buch der Urkunden, als *Ban-keng* seine Hauptstadt verlegen will:

«*Ban-keng* wollte die Hauptstadt nach Yin verlegen. Das Volk folgte ihm nicht, sich dort niederzulassen. Er rief alle seine Verwandten und erließ eine ernste Erklärung (...). Der König ließ die Menge zum Hofe kommen. Der König sprach: «Komm, du Menge, ich will dich informieren und belehren» (7, S. 20).

Auch *Tang*, der Gründer der Shang, muß sich vor der Gesamtheit seiner Bevölkerung rechtfertigen, weil er einen anderen Herrscher der Xia absetzen will:

«Der König sagt: Komm, du Menge, und höre auf meine Worte. Es ist nicht so, daß ich, das kleine Kind, es wage, mit dem zu beginnen, was man einen Aufruhr nennt. Die vielen Verbrechen des Herrschers der Xia sind die Ursache, daß der Himmel befahl, ihn zu töten. Jetzt bist du es, die Menge, die sagt: «Unser Herrscher hat kein Mitleid mit uns, er schiebt unsere Ackerbauangelegenheiten zur Seite, um die Xia zu zerstören». Ich habe deine Worte gehört, du Menge, aber die Sippe der Xia hat Verbrechen begangen, und ich fürchte den höchsten Gott» (7, S. 20). Mit Schmeichelei und Drohung überzeugt *Tang* dann die Menge, ihm zu folgen. Einfach befehlen kann er nicht.

### Leben wie im alten China: die Sakuddei

Die Aussagen der alten chinesischen Überlieferungen überwältigen durch ihre Präzision; man könnte noch viele derartige Stellen zitieren, doch würde das den Rahmen eines Artikels sprengen. Kann man jetzt aber in dem Nachweis und in der Präzisierung dieser archaischen Zustände weitergehen? Ja, man kann, und der Zufall will, daß die Umstände unserer Reise an den Anfang der Geschichte gerade in Zürich sehr aktuell waren: in

den Monaten März und April hat nämlich der Ethnologe *Reimar Schefold* im Helmhaus eine Ausstellung präsentiert («Spielzeug für die Seelen», Kunst und Kultur der Mentawai-Inseln), die unser Thema eigenartigerweise berührt. Ich war schon 1972 durch verschiedene Lektüren (8, 10) auf viele Ähnlichkeiten des Charakters und der Bräuche der traditionellen Chinesen und der steinzeitlichen Bewohner von Siberut – einer südlich von Sumatra gelegenen Insel des Mentawai-Archipels – gestoßen. Ich war dann darauf aufmerksam geworden, daß der Anthropologe *Heine-Geldern* den Ursprung verschiedener Völker der Sundainseln, aufgrund von physiognomischen Charakteristiken und von Kunstmustervergleichen, in Südchina vermutet hatte, und zwar um die Zeit von etwa 2000 v. u. Z. Dank der Arbeit von *E. M. Loeb* (8) und der Ausstellung von Schefold (9) bin ich inzwischen zur Überzeugung gelangt, daß die Mentawai-Insulaner des Sakuddeityps nicht nur tatsächlich vom chinesischen Festland vor Jahrtausenden kamen, sondern sogar, daß sie uns ein sehr genaues Bild davon geben, welchen Typ von gesellschaftlicher Organisation und Kultur es in China südlich des Yangzi-Flusses gab – vor der Eroberung durch die Königreiche der Gelbfluß-Gegend. Auf der Flucht vor dieser tortschreitenden Eroberung sind wahrscheinlich damals viele Stämme immer weiter nach Süden gewandert, u. a. eben bis nach Mentawai. Teile davon haben sich bis in unser Jahrhundert erhalten

und dabei ihre alte Lebensweise bewahrt. Auf die Gründe dieses erstaunlichen «Konservatismus» werden wir am Ende des zweiten Teils zurückkommen. Vorher aber wollen wir die Beweise für den chinesischen Ursprung der Mentawai erbringen, da Schefold uns bestätigt, daß die Summe der Einflüsse, welchen die Sakuddei während ihrer Wanderung oder später ausgesetzt waren (Batak, Dongson, Nias usw.), nicht genügt, um ihre Eigenart zu erklären (9, S. 16–19).

(II. Teil folgt)

*Jean-Pierre Voiret, Thalwil*

#### LITERATURVERZEICHNIS

- 1 J. P. Voiret, «Religionsgeschichte ist auch Sozialgeschichte», in: *Orientierung* 44 (1980), S. 34–36.
- 2 Chuci Chizang, 8 Bde., Nachdruck Taipei 1974, Bd. 5.
- 3 Zhuangzi jie, Zhonghua shuju, Hongkong 1977.
- 4 Sima Qian, Shiji, 6 Bde., Beijing 1959.
- 5 Ho Ping-di, «The Cradle of the East», Hongkong 1975.
- 6 P. Weber-Schefer (Übers.), «Altchinesische Hymnen» (Shijing), Köln 1967.
- 7 B. Karlgren (Übers.), «The Book of Documents», Göteborg 1950.
- 8 E. M. Loeb, «Sumatra, its History and its People», Wien 1935.
- 9 R. Schefold, «Spielzeug für die Seelen», Zürich 1980 (Buch zur Ausstellung; Vertrieb: Museum Rietberg, Gablerstr. 15, CH-8002 Zürich, Fr. 25.–).
- 10 R. Schefold, «Sei gut zu deiner Seele», Tagesanzeiger-Magazin (Zürich), Nr. 12, 25. 3. 1972, S. 23–28.

## Ehe und Familie: Beiträge aus der Dritten Welt

### Zweiter Bericht von der Bischofssynode in Rom

Mit einem «Weltfamilihtag» ist die Halbzeit der Synode in Rom begangen worden. Aus «allen Kontinenten» seien von den Bischofskonferenzen Familien «gesandt» worden, lautete die Ankündigung, und es wurden 36 Herkunftsländer aufgezählt, unter denen allerdings so große und zugleich arme wie Indien, Indonesien und Brasilien fehlten. Dafür war die Stadtdiözese von Rom mit Delegationen fast aller Pfarreien vertreten. Am Nachmittag ging in der «Aula Pauls VI.» ein dreistündiges «Festival» mit «Zeugnissen» und Musik über die Bühne, während Papst und Bischöfe unter den Zuschauern bzw. Zuhörern saßen. Von Kollegen, die in den überfüllten Saal Einlaß fanden, habe ich über den Stil den Vergleich mit Veranstaltungen gehört, wie man sie seinerzeit von der Moralischen Aufrüstung erlebt hat: «Caux in Rom!» In Wirklichkeit wurden zwölf «Familienbewegungen» als Träger bekannt gegeben, u. a. Équipes Notre Dame, Comunione e Liberazione, World Marriage Encounter, Focolarini, Opus Dei und Schönstatt sowie IFFLP (International Federation for Family Life Promotion) und WOOMB (Welt-Organisation der Ovulationsmethode nach Billings).

Den zwei letztgenannten Gruppen ist offenbar bei der Vorbereitung der Bischofssynode besondere Bedeutung beigemessen worden: Nicht weniger als zwei Drittel der insgesamt 16 Gäste-Ehepaare, die an die Synode als *Auditores* berufen wurden (darunter das australische Ärzte-Ehepaar Billings selber), gehören diesen beiden Vereinigungen an. Daß sie nur «Hörer» waren, die selbst in den Arbeitsgruppen (Circoli) nur auf Aufruf eines Bischofs sprechen durften, fanden nicht alle Mitglieder der Synode in Ordnung, ja ein schwarzer Kardinal bekannte unter Freunden unumwunden, daß ihn diese Tatsache all die Tage hindurch gestört, ja zutiefst gesmerzt habe. Als dann aber nach den 165 Wortmeldungen der Bischöfe erstmals auch zwei der Ehepaare zu Wort kamen, gab es von «draußen» Protest. Die «Internationale Arbeitsgruppe» (vgl. *Orientierung* Nr. 19, S. 207) fragte in einem Offenen Brief nach dem Modus und den Kriterien der Auswahl dieser «Vertretung» der Familien aus aller Welt. «Keine einzige Familie, die ich kenne», erklärte die Schweizerin *Doris Weber-Kauf* (vgl. *Kasten*), «würde sich in diesem Votum wiedererkennen.» Das eine der beiden Hörer/Sprecher-Ehepaare stammte aus der Bundesrepublik und hatte deutsch gesprochen. Auf dieses Votum vor allem war der Protest gemünzt. Und in der Tat, wenn die Aufgabe darin bestand, den Bischöfen ein Bild von den «Situationen und Problemen» der Familien in Deutschland bzw. in Europa (das andere Paar sprach für Afrika) zu vermitteln, dann wurde diese Aufgabe nicht geleistet – so aufrichtig auch das Paar

sein eigenes religiöses Familienleben schildern und so sehr diese Schilderung etlichen Bischöfen im Augenblick gefallen mochte. Auf dem Hintergrund von Millionen gestreifter oder getrennter Familien, zumal von Gastarbeitern, in Europa wirkte das Ganze als eine Idylle oder allenfalls – für den, dem diese Art zusagt – als Idealbild.

### Mangelnder Realismus auch in der Synode kritisiert

Nun lag das aber offenbar, wie schon angedeutet, auf der Linie der ganzen Vorbereitung der Synode. Mangelnder Realismus war vor allem dem ersten Konsultationspapier vorgeworfen worden; aber dieselbe Kritik wurde auch noch im Plenum der Synode laut, und zwar jetzt bereits im Hinblick darauf, was am Ende herauskommen könnte:

«Ein hohes Ziel erhält einer vor Augen gestellt, aber wenig Zuversicht, es zu verwirklichen. Ferner wird der Zugang zu den Problemen der Familie auf sehr deduktivem Weg gesucht: Man bleibt bei den Prinzipien und Idealen stehen, die die Probleme ohne Lösung belassen, und alles scheint dazu angetan, daß die ganze Diskussion für das Leben irrelevant wird. Folglich steht zu befürchten, daß das Resultat der Synode nichts anderes sein wird als die Wiederholung von Prinzipien und Idealen, die uns allen ohnehin schon bekannt sind.»

Nicht jemand von «draußen», nicht ein Journalist oder eine Feministin, sondern der Vertreter der Bischöfe von Thailand, *Lawrence Thienchai Samanhit*, war es, der diese Befürchtung aussprach. Er tat es während der «ersten Runde» im Plenum der Bischofssynode, und er bezog sich noch auf das – von den übrigen Bischöfen eher selten erwähnte – vorbereitende «Arbeitspapier» (*Instrumentum laboris*). Um der erwähnten Gefahr zu entgehen und die «Situationen konkreter in den Blick zu bringen», schlug er vor, es sollten «die Probleme der Dritten Welt von denen der anderen Weltgegenden abgehoben» werden. Tatsächlich kam in soundsovielen Interventionen zum Ausdruck, daß die Kirche in Asien, Afrika und Lateinamerika vor ganz anderen Problemen steht, als wir sie in Europa und im sogenannten «Westen» bzw. «Norden» haben, wenn wir von «Familie» oder «Ehe» sprechen.

Es ist in diesem Zusammenhang nachzutragen, daß es heuer, im Unterschied zu den früheren Synoden, keine übergreifenden «Panorama»-Berichte der verschiedenen Kontinente als aktualitätsbezogene Ouvertüre gegeben hat: Man hatte somit Gelegenheit, die Plattform des Plenums zu Reaktionen auf das unmittelbare «Zeitgeschehen» zu benützen und einige entscheidende Fakten wie die Ermordung von Erzbischof Romero in San Salvador, den Sieg der

sandinistischen Revolution in Nicaragua oder die Entwicklungen im Islam *gemeinsam* zu bedenken. Es kam aber auf diese Weise auch nicht zu Einteilungsproblemen wie im Jahr 1974, als Kardinal Wyszyński beanspruchte, außerhalb der Reihe für die «Zweite Welt» des Ostblocks in Gegenüberstellung zur «Ersten» und zur «Dritten» zu sprechen. Das Wort «Ostblock» kam diesmal überhaupt kaum vor, wie auch im Unterschied zu fast allen bisherigen Synoden keine Intervention eines Bischofs aus einem kommunistischen Land Schlagzeilen machte. Dies verdient umso mehr festgehalten zu werden, als die einleitende, das «Instrumentum laboris» zusammenfassende (erste) *Relatio* von Kardinal *Ratzinger* von den Bischöfen als «Hauptaufgabe Nr. 1» ein «kritisches und prophetisches Wort *gegen* Ideologien und Mißbräuche, die den Menschen sich selbst entfremden», gefordert hätte. Die wenigsten Interventionen sind von solcher Frontstellung ausgegangen, und auch in den zusammenfassenden Berichten der «*Circoli*» kam viel mehr das Anliegen zum Ausdruck, den Menschen in ihren konkreten Not-Situationen Hilfe anzubieten und ihnen die Frohbotschaft – so hieß es immer wieder – von der «*positiven Seite*» her nahe zu bringen. Daß dann hinterher als Reaktion eine Gruppe von Scharfmachern doch auch wieder das «*Contra*» in den Vordergrund geschoben hat, gehört freilich auch ins Bild. Es war der Tag, an dem Kardinal *Hume* seinen «Alpdruck» bekam (vgl. *zweiten Kasten*) ...

### Wie «*Humanae Vitae*» in der Dritten Welt gelesen wurde

Von den Bischöfen aus der Dritten Welt ist vor allem zu sagen, daß sie in ihren Kirchen *ein* Problem *nicht* oder doch viel weniger haben: das Problem des *Dissenses* zur Enzyklika «*Humanae Vitae*». Daß dieses Dokument in Afrika und zumal in Lateinamerika schon bei seinem Erscheinen «anders gelesen» wurde als bei uns, ist bereits in unserem Rückblick «Zehn Jahre nach *Humanae Vitae*» (Orientierung 1978, S. 151ff., bes. S. 155) herausgestellt worden. In vielen dieser Länder wurde das Rundschreiben als Schild gegen die «Erpressung» der Industrienationen begrüßt, die ihre wirtschaftlichen Leistungen von der Akzeptierung von Programmen zur Geburtenkontrolle abhängig machen. Dieser Gesichtspunkt des Schutzes gerade auch der armen Menschen vor dem Zugriff staatlicher und multinationaler «Mächte» stand auch jetzt auf der Bischofssynode in den Voten aus der Dritten Welt, soweit sie überhaupt auf «*Humanae Vitae*» Bezug nahmen, dermaßen im Vordergrund, daß man manchmal meinen mochte, die Enzyklika sei in erster Linie zum Schutz des freien Entscheids der Eheleute geschrieben worden, während man richtigerweise wohl sagen sollte, daß sie sich allenfalls so *ausgewirkt* hat. Daß andererseits die Enzyklika zur Lösung der Frage der Bevölkerungsexplosion in der Dritten Welt etwas Wirkungsvolles beigetragen hätte – unter diesem Stichwort war die vorbereitende Päpstliche Kommission unter Johannes XXIII. angetreten –, hat, soweit zu sehen ist, kein Synodenvater behauptet. Generell wurde bloß erklärt, diesem Problem sei letztlich nur durch eine gerechtere Welt-Wirtschaftsordnung beizukommen. Daß aber auch Bischöfe der Dritten Welt unter der Last dieses Weltproblems leiden, daß sie es als «konkrete» und existentielle Not erfahren und ihnen in diesem Kontext die Enzyklika dann doch auch zum «Problem» wird, das mag die folgende «persönliche Erklärung» bezeugen, die Erzbischof *Gordon Anthony Pantin* von Port of Spain (Trinidad) im Anschluß an sein namens der Bischofskonferenz der Antillen verlesenes Votum abgab:

«Ich bin in unserer Familie das dritte von zwölf in dreizehn Ehejahren geborenen Kindern. Mein Vater ist vor vierzig Jahren gestorben; wäre er nicht gestorben, ich weiß nicht, wie viele Brüder und Schwestern ich dann hätte. Ein Bruder und eine Schwester sind als Kinder gestorben. Meine Mutter war zu Beginn ihrer Witwenschaft 32 Jahre alt und hatte noch zehn Kinder zu ernähren: elf Jahre zählte der Älteste, das jüngste war ein Baby von zwei Monaten. Meine vielgeliebte Mutter ist heute, obwohl bereits 73 Jahre alt, immer noch jugendlich, wofür ich Gott danke; aber ich kenne viele gute Frauen und Gattinnen, die beim bloßen Gedanken, es könnte vielleicht ein weiteres Kind im Anzug sein, in eine Nervenkrise gerieten. Ich selber bin fünf Monate vor dem Erscheinen von «*Humanae Vitae*» Erzbischof geworden (Bischof war ich nie). Ich las die Erklärungen einiger Bischofskonferenzen. Ich befand mich sowohl in Kummernis als auch im Zweifel. In einigen Fällen wären noch andere Erklärungen nötig gewesen, damit die Meinung der Bischöfe klar und offen zum Ausdruck gekommen wäre. In meiner eigenen Heimat konnte ich meinem Volk sagen, was sie nicht zu tun hätten; was aber von ihnen zu tun sei, wußte ich nicht zu sagen.

## Zwei Welten

Die internationale Arbeitsgruppe, die vom 3.–11. Oktober in Rom tagte, sei eine Antisynode, hieß es in verschiedenen Presseberichten. Hier hätten sich Männer und Frauen aus 19 Ländern und 4 Kontinenten zu einer Protestaktion zusammengefunden.

Ich bin selber Mitglied dieser Arbeitsgruppe gewesen, und ich weiß, daß sich niemand als Anti-Synodenvater oder Anti-Synodenmutter verstanden hat. Es ging uns in erster Linie darum, von der gelebten Familienwirklichkeit her das Thema der Synode zu vertiefen und die Aussagen der Synodenväter zu diskutieren. Persönlich habe ich mir nie eingebildet, wir könnten das Synodengeschehen in irgend einer Weise beeinflussen. Ich habe im voraus aber auch nicht geahnt, wie schmerzlich mich die Konfrontation mit den beiden Welten – hier offizielle Synode und dort informelle Arbeitsgruppe – treffen könnte. Die Pressekonferenzen im Vatikan führten mich in eine Welt hinein, in der ich mich verloren und unverstanden fühlte. Nicht nur die Sprache war mir fremd, ich fand auch kaum Antworten auf die Fragen, die sich mir im Kontext der heutigen Familienwirklichkeit stellen. Ich kam mir vor wie ein Hausmütterchen an einem Staatsbankett, das mit den aufgetragenen Speisen ebensowenig anzufangen weiß wie mit den hochkultivierten Gesprächspartnern. Gewiß, auch an unserem kleinen «*Familiäntisch*» in der internationalen Arbeitsgruppe fühlte ich mich nicht immer wohl. Da waren z.B. die Feministinnen, die die Prioritäten unserer Diskussionen immer wieder ausschließlich auf Frauenprobleme abbiegen wollten und nur eine Optik eingestellt hatten: die Diskriminierung der Frau in der Kirche. Es kam zu Polarisierungen, zu Meinungsverschiedenheiten, die ausgetragen werden mußten. Doch stets ließen sich Brücken bauen, auf denen wir uns begegnen konnten. Trotz aller Differenzen – oder vielleicht gerade deshalb – fühlten wir uns als Gemeinschaft, die ein Stück Kirchenwirklichkeit lebte. Wenn sich einzelne Bischöfe mit uns zusammenfanden, mit uns diskutierten und sich im persönlichen Gespräch unseren Fragen stellten, spürten wir, daß sie, wenn auch auf einer anderen Ebene, dieselbe Kirchenwirklichkeit erfahren und wie wir daran leiden. Das hat uns verbunden, mich aber trotzdem nicht mit der Tatsache versöhnt, daß dort, wo die Synodenväter als offizielle Kirche sprechen, sich für mich eine Welt auftut, die mir kalt und fremd erscheint, weit weg von der Realität. Vielleicht liegt das daran, daß ich, wie ein Kollege ironisch meinte, kein «*Vatikanist*» bin und deshalb auch nicht so ganz draus komme. Ich möchte aber auch kein «*Vatikanist*» werden müssen, um an einer Synode zum Thema Familie die «*Mutter Kirche*» in ihrem Sprechen, Denken und in ihren Ausdrucksweisen verstehen zu können. So bleibt mir nichts anderes übrig, als «*wider die Resignation*» trotz allem die Hoffnung auf ein Pfingstwunder nicht aufzugeben ...

*Doris Weber-Kauf, Rothenburg bei Luzern*

Ich kann nicht glauben, daß unserem Heiligen Vater Paul VI. der Beistand des Heiligen Geistes gefehlt habe. Voll und ganz nehme ich «*Humanae Vitae*» als authentische Lehre der heiligen Mutter Kirche an. *Jedoch* als Seelsorger kann ich die Stimmen sehr vieler aufrichtiger Katholiken nicht überhören, die nach einem Ausweg aus ihren überaus bitteren Schwierigkeiten rufen.»

Dieses «*Jedoch*» kehrte in vielen Voten und auch in Berichten der Arbeitsgruppen wieder: «*Festhalten an Humanae Vitae*», *aber* «*bessere Argumente*» beibringen, neu konzipieren, breiter anlegen usw. sagen die einen; «*festhalten, aber weitherzig, pragmatisch, hilfreich usw. in der Pastoral auslegen*», sagen die an-

dern, und das ist offenbar die größere Gruppe, der wohl auch die Mehrheit der Bischöfe der Dritten Welt zuzuzählen ist. Man wird deshalb sagen müssen, daß sie solidarisch mit den Kollegen im Westen in die Fußangel des Konflikts zwischen Theorie und Praxis geraten sind, daß aber vielen von ihnen dies weniger weh tut, als zum Beispiel den Deutschen, die im Bericht ihres Sprachzirkels eigens betonten, die «Nichtrezeption» einer Lehre «beweise» noch nicht, daß sie «falsch» sei.

### Inkulturation und Realitätsprinzip

Etwas weniger festgefahren als in der Frage von «*Humanae Vitae*» (wenn auch keineswegs einig) schien die Synode in der Frage der Zulassung von wiederverheirateten *Geschiedenen* zu den Sakramenten der Eucharistie und der Buße zu sein. Erfahrungen aus der Praxis deuten darauf hin, daß manche Ehegatten erst in ihrer zweiten Ehe wirklich gläubig wurden; solche Wiederverheiratete können zu «Säulen der Pfarrei» werden. Ein Beitrag von Melchiten-Patriarch *Hakim* verwies auf die Tradition der frühen Kirchenväter (vor Justinian), die die Zweitehe zwar nicht als Sakrament auffaßten, aber doch für die Zulassung zu Eucharistie und Buße sowohl Kriterien wie Begründung vorbrachten.

Er fand Unterstützung u. a. bei der Bischofskonferenz von Zentralafrika, deren Vertreter, Bischof *N'Dayen*, zudem auf anschauliche Weise die Schwierigkeiten darlegte, die die von Rom vorgeschriebene Form der Eheprozesse (zwecks Nichtigerklärung der ersten Ehe) mit ihrer ersten und zweiten Instanz und ihrem ganzen «Papierkrieg» überall dort darstellt, wo «die Distanzen, die fehlenden Verkehrsmittel und das fehlende Personal» es einer Diözese fast unmöglich machen, jeweils sowohl die Zeugen wie den Offizial zur gleichen Zeit an den gleichen Ort zu bringen. *N'Dayen* plädierte dafür, die Ehesachen in der Form des einheimischen *Palavers* (meist mehrere «Sitzungen») zu klären.

Damit nannte der Bischof nur *einen* Fall von *Inkulturation*, ein Thema, das (wie schon 1974) die *Afrikaner* diesmal mit neuer Frische angingen. Wenn in manchen Diözesen, wie im Sudan, pro Jahr eine einzige kirchliche Ehe geschlossen wird, so wird damit die Kluft zwischen einheimischem Brauchtum und kirchlichem Ritus offenbar. Als erster forderte der Kardinal von Madagaskar, Erzbischof *Victor Razafimahatratra*, nachdrücklich die fällige *Dezentralisation* der Kompetenzen und schlug gleichzeitig das Thema *Inkulturation* für die nächste Bischofsynode vor.



ORIENTIERUNG

*Herausgeber:* Institut für weltanschauliche Fragen  
*Redaktion:* Ludwig Kaufmann, Karl Weber, Jakob David, Albert Ebnetter, Mario v. Galli, Robert Hotz, Clemens Locher, Josef Renggli, Josef Rudin  
*Ständige Mitarbeiter:* Paul Erbrich (München), Raymond Schwager (Innsbruck), Pietro Selvatico (Fribourg)

*Anschrift von Redaktion und Administration:*  
Scheideggstr. 45, CH-8002 Zürich, ☎(01) 2010760  
*Bestellungen, Abonnemente:* Administration  
*Einzahlungen:* «Orientierung, Zürich»  
*Schweiz:* Postcheck Zürich 80-27842  
Schweiz, Kreditanstalt Zürich-Enge Konto  
Nr. 0842-556967-61

*Deutschland:* Postscheckkonto Stuttgart 6290-700  
*Österreich:* Postsparkasse Wien, Konto Nr. 2390.127  
*Italien:* Postscheckkonto Rom Nr. 29290004

*Abonnementspreise 1980:*  
*Schweiz:* Fr. 32.- / Halbjahr Fr. 17.50 / Studenten Fr. 24.-

*Deutschland:* DM 35.- / Halbjahr DM 19.50 / Studenten DM 26.-

*Österreich:* öS 260.- / Halbjahr öS 150.- / Studenten öS 180.-

*Übrige Länder:* sFr. 32.- plus Versandkosten  
*Gönnerabonnement:* Fr./DM 40.-. (Der Mehrbetrag wird dem Fonds für Abonnemente in Ländern mit behindertem Zahlungsverkehr zugeführt.)  
*Einzelexemplar:* Fr. 1.80 / DM 2.- / öS 15.-

AZ

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion

8002 Zürich

## Mit schlechter Farbe

### Die Visionen des Kardinals Hume

Am Ende eines Tages, da in der Synodenaula zu den Berichten der Arbeitsgruppen in vielerlei Einzelvoten manch Bekräftigendes und «Verschärfendes», aber nicht unbedingt allzu viel Neues zu hören gewesen war, ergriff der Erzbischof von Westminster, Kardinal *Basil Hume*, das Wort. Er sprach ohne Manuskript, und so ist sein Votum nur in mündlicher Überlieferung im Umlauf. Wir geben hier in freier Übersetzung wieder, was auf uns gekommen ist.

«Obwohl ich mich bemühe, aufmerksam zuzuhören, was hier in der Aula alles gesagt wird, widerfährt es mir zuweilen, daß ich einschlafe. Dann habe ich Träume, manchmal sogar Visionen. Von zwei solcher Visionen will ich berichten.

1. Ich sah eine Festung, die war imponierend anzuschauen. Drinnen die Soldaten, tapfer und sehr gehorsam. Sie erklärten sich sogar bereit, ihr Leben hinzugeben: «für die Wahrheit», wie sie sagten. Es gab da nur eine Schwierigkeit: Durch die dicken Mauern der Festung konnten sie nicht hören, was die Leute draußen sagten.

2. Ich sah auch einen Zug von Pilgern unterwegs. Sie suchten ihren Weg und wußten nicht, wohin er führen sollte. Am Wegesrand standen zwar etliche Tafeln zur Weisung. Aber sie waren sehr alt. Man konnte sie nur schwer lesen. Man brachte immerhin recht gut heraus, wohin man nicht zu gehen hatte: nicht gut war aber zu entziffern, wohin man gehen sollte. Schließlich überkam mich ein Alpdruck: Ich entdeckte, daß die Pilger ihre Führer hatten: die versuchten, die alten Tafeln neu zu streichen. Aber mit sehr schlechter Farbe.

Als ich aufwachte, erinnerte ich mich an das Wort: Mißtraue deinen Träumen: ob sie nicht übertreiben?»

Das Votum erntete Beifall. Es war der erste Applaus auf dieser Synode.

L.K.

Die vielleicht tiefgreifendste Herausforderung an die einseitig westliche Konzeption des Synodenthemas von der Familie stellten die Voten der *Brasilianer* dar. Angefangen mit *Aloisio Lorscheider* (der bei der Wahl in die Kommission für die Schlußbotschaft die höchste Stimmenzahl erreichte) über *Ivo Lorscheider* (Präsident der Bischofskonferenz) und *Claudio Hummes* (Bischof von Santo André in der Industriezone von São Paulo) bis zu *Luciano Mendes de Almeida* (Weihbischof in der Bannliege von São Paulo und Sekretär der Nationalen Bischofskonferenz) gingen alle von der *Realität der Armen* aus.

Für Millionen und Abermillionen von ihnen sind Ehe und Familie «wie Reichtümer in einem Schaufenster: man kann danach verlangen, aber ihrer niemals teilhaftig werden». Die Realität sind die unvollständigen Familien und die «Nicht-Familien»: Die Kirche muß mit ihnen arbeiten und aus ihnen sich aufbauen, wie es auch Gott für sein Reich tut, der mit dem arbeitet, was es gibt und nicht mit dem, was es nicht gibt, ja der auch noch mit einem «Scherbenhaufen» zu Rande kommt. Vor allem Lorscheider warnte vor einer zu romantischen Sicht, wenn man so leichthin die Familie zur «Zelle» von Gesellschaft und Kirche erkläre. Christus jedenfalls habe aus der Familie herausgerufen, und für ein solidarisches Zusammenwirken in Basisgemeinden usw. müßten sich die Familien, soweit es sie gibt, öffnen.

Vor allem dieser Ruf zur nötigen gegenseitigen Öffnung der Familien, wie man sie z. B. auch in Cardenals «Evangelium von Solentiname» postuliert sehen kann (vgl. Orientierung 1978, S. 249) und wie sie in Afrika noch im Brauchtum verwurzelt ist, dürfte der wichtigste Beitrag der Dritten Welt zur Lösung auch vieler *unserer* Familienprobleme sein. Die Frage ist nur, wann der Leidensdruck bei uns groß genug sein wird, daß die Bedürftigkeit zu solchem Zusammenschluß auch die Fähigkeit dazu weckt, die Schranken überwindet und die Hemmungen löst.

15. Oktober 1980

Ludwig Kaufmann, z. Z. Rom